Lit 496 1360

# Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

## Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

### Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliotbek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

| für wöchentlich | 2 Bücher: | 4 Bücher: | 6 Bücher: |
|---|---|---|---|
| auf 1 Monat: | 1 Mk. — Pf. | 1 Mk. 50 Pf. | 2 Mk. — Pf. |
| „ 3 „ | 2 „ — „ | 3 „ — „ | 4 „ — „ |

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ꝛc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

# Paul de Kock's

# humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

**Dr. Heinrich Elsner.**

---

Neunundsechszigster Theil.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1845.

Universitäts-Bibliothek
GIESSEN

Das

# Milchmädchen von Montfermeil.

Aus dem Französischen

des

**Paul de Kock.**

Treibe mit Spießen hinaus die Natur,
Doch kehrt sie zurück!

---

Deutsch bearbeitet

von

**Dr. Heinrich Elsner.**

---

Vierter Theil.

**Stuttgart:**
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

# Erstes Kapitel.

## Denise und Coco in Paris.

Kaum waren zehn Tage seit Dalville's Besuch in Montfermeil verflossen, als Vater Lallaux eines Abends auf dem Heimweg von der Schenke ohne Zweifel doppelt oder gar nicht sah und in einen erst neulich an der Straße angelegten Graben fiel, in welchem sich einige zur Ausbesserung des Weges bestimmte Steine befanden, an denen der Bauer den Kopf einschlug. Den andern Tag war der kleine Coco eine Waise. Indeß blieben ihm ja Denise, welche ihn zärtlich pflegte, Mutter Fourcy, die das Kind liebgewonnen hatte, und dann noch die Wohlthaten Augusts; von Freunden umgeben, die Einen mit ihrer Zärtlichkeit überhäufen, fühlt man sich nicht allein auf Erden. Wie viele Unglückliche, deren Eltern noch leben, könnten sich gleichwohl verwaist denken!

Denise bezahlte einige kleine, von Vater Lallaux hinterlassene Schulden, die sich im Ganzen nicht auf hundert Franken beliefen; denn einem armen Mann gibt man wenig Credit. Die Hütte blieb dem Kinde als einziges Erbtheil, allein sie befand sich in so

schlechtem Zustande, daß es gefährlich wäre, sie zu bewohnen: das Dach war halb verfallen, die aus ihrer geraden Richtung gewichenen Mauern drohten den Einsturz, und die Baumaterialien waren so schlecht, daß man sie nicht weiter benützen konnte; es blieb somit nichts übrig als der Platz. Mit Dalville's Geld läßt sich jedoch hier ein hübsches Häuschen aufbauen und ein Garten ringsum anlegen. Dieß stellte Denise ihrer Tante vor. „Beeile Dich nicht, mein Kind," antwortete diese, „man muß warten, bis der Herr wieder kommt, und ihn um seine Ansicht fragen."

Im Alter von sechszehn Jahren wartet man jedoch nicht gerne. Denise dachte, der vornehme Herr könne recht wohl lange nicht mehr in's Dorf kommen, und eines Morgens, als ihre Blicke, wie häufig geschah, auf die von August zurückgelassene Adresse fielen, rief sie: „Wie wäre es, liebe Tante, wenn wir dem Herrn schrieben? Er gab uns ja seine Adresse, damit wir ihn, falls wir seiner bedürfen, davon in Kenntniß setzen."

„Hast recht, mein Kind," sagte Mutter Fourcy, „Du hast immer gute Einfälle! Du kannst mit dem Schreiben umgehen, Kleine, schreibe ihm also."

Denise blieb in Gedanken versunken und antwortete nicht.

„Kannst Du nicht mehr schreiben?" fragte Mutter Fourcy nach einer Weile wieder.

„O doch, liebe Tante, aber nicht gut genug, um an einen Pariser Herrn zu schreiben."

„Dann laß ihm durch den Alten schreiben, der sich hieher zurückgezogen hat und allen Säugammen ihre Briefe schreibt; er führt eine gute Feder und macht zwei Seiten lange Sätze, um Jemand zu sagen, daß sein Kind die Kolik hatte und eines Häubchens bedarf. Oder bitte den Nachbar Manflard, er soll Dir diesen Dienst erweisen; er ist ein ehemaliger Schulmeister und muß das am besten verstehen."

Denise schwieg noch immer; nach einer Weile aber sagte sie mit niedergeschlagenen Augen: „Wäre es nicht noch besser, liebe Tante, nach Paris zu gehen und mit dem Herrn zu sprechen... wäre das nicht artiger als schreiben?"

„Hast wieder recht, meine Kleine; wahrlich, es gibt ja Wagen, die um acht Uhr Morgens nach Paris abfahren und Abends wieder zurückkommen."

„Und nicht wahr, Tante, ich bin ja schon zwei Mal in Paris gewesen und nie ist mir Etwas zugestoßen."

„Ja, mein Kind, geh'; es begegnet nur Denen Etwas, die es darauf absehen."

„Und ich will dann Coco mitnehmen, nicht wahr, Tante?"

„Ja, meine Kleine, das wird ihm Vergnügen machen, und wäre ich hier nicht so beschäftigt, so ginge ich mit Dir und lüde mich bei dem Herrn zum Mittagessen ein, denn ich besitze Lebensart, ich."

Denisen war es nicht unlieb, daß ihre Tante nicht abkommen konnte; in ihrer Freude, daß sie

nach Paris durfte, eilte sie sogleich fort und bestellte einen Platz für sich und Coco auf den folgenden Morgen; den ganzen übrigen Theil des Tages aber beschäftigte sie sich mit den Vorbereitungen zu ihrer Toilette. Coco sprang vor Freuden in die Höhe bei dem Gedanken, daß er fahren und seinen guten Freund besuchen dürfe, und Mutter Fourcy packte zwei Paar junge Hühner, ein Viertelhundert Eier, Birnen und einen Kuchen in einen Korb für den jungen Pariser Herrn.

Denise erwachte, ehe der Tag graute. Man befand sich im Anfang des Monats Oktober, allein der Tag war schön und erinnerte die Kleine an jenen, wo sie August zum ersten Mal gesehen. Ihre Toilette war bald beendigt: sie zog ein ganz neues Hauskleid an, setzte ihr elegantestes Häubchen auf, das, womit sie Sonntags die Eroberung aller Bursche machte und die Mädchen des Dorfes zur Verzweiflung brachte. Wird jedoch dieses schöne Häubchen in Paris die gleiche Macht ausüben? Denise sehnt sich nicht nach mehreren Eroberungen, nur eine einzige Person gibt es, der sie gefallen möchte, obgleich sie sich hundert Mal den Tag über wiederholt: „Nein, ich liebe den Herrn nicht."

Coco ward sauber gekleidet; Mutter Fourcy gab ihm den Korb nebst vielen Complimenten an den jungen Pariser, und so machte man sich denn auf den Weg.

Denisen erschien die kurze Strecke wie eine Ewigkeit, während Coco, dem das Fahren unendliche

Freude machte, gar nie anzukommen wünschte, nur um recht lange im Wagen bleiben zu dürfen. Man langte indeß an der Station in der Rue St. Martin an, von wo aus Denise das Körbchen am Arm und Coco an der Hand führend der Rue St. Georges in der Chaussée d'Antin zuschritt.

Unterwegs erhielt Denise mehr als ein Compliment über ihr hübsches Gesichten und ihre ländliche Tracht, ohne daß sie jedoch Etwas darauf erwiedert hätte; sie beschleunigte ihre Schritte, obgleich der Korb ziemlich schwer war und Coco des Gehens auf dem Pariser Pflaster müde zu werden anfing. Nach mehreren vergeblichen Kreuz- und Quergängen in dem ihnen unbekannten Straßenlabyrinth gelangten sie endlich schweißtriefend in die Rue St. Georges.

„Hier wären wir nun, Coco," sagte Denise freudig, „hier ist Herrn Augusts Haus; küsse Deinen guten Freund recht... es wird ihn freuen, Dich zu sehen... o! ich bin überzeugt, er wird uns gut empfangen."

Das Kind vergaß seine Müdigkeit und so traten sie in das Hofthor. Verlegen blickte Denise umher, sie konnte ihre Gemüthsbewegung nicht überwältigen und blieb mit dem Kinde und dem Korbe zwischen zwei schönen Treppen stehen, ohne zu wissen, wohin sie ihre Schritte lenken sollte; Coco fing indeß an, aus Leibeskräften zu schreien: „Mein guter Freund! wir sind da und bringen Dir Kuchen und Birnen."

„Was soll der Lärm da?" rief Strack, die Thüre seiner Loge halb öffnend, mit einem Blick auf das

Landmädchen und den Knaben, die mitten im Hofe standen; „hör', Kleine, rufst Du hier Gänse aus?"

Denise erröthete und wollte fragen, wohin sie gehen müsse; Strack fiel ihr barsch in die Rede und sagte: „Hier ist kein Geflügelmarkt, schrei' Du anderswo mit Deinem Brüderchen."

Schon wollte Strack Denise und das Kind zur Thüre hinaus weisen, als Bertrand die Treppe herabkam und beim Anblick des jungen Mädchens ganz betroffen schien.

„Ach! wie froh bin ich, daß ich Sie sehe, Herr Bertrand; man wollte uns eben aus dem Hause weisen... können wir Herrn August nicht sprechen?"

„Doch, doch," entgegnete Bertrand etwas verlegen; „o, Sie werden ihn sehen!... kommen Sie, Mamsell Denise, kommen Sie mit mir herauf."

Bertrand führt Beide in aller Stille in ein Gemach, von wo er sie in einen kleinen Salon treten ließ. „Hier bleibet," sprach er, „ruhet aus und wartet ein wenig."

„Ist denn Herr August ausgegangen?"

„Nein, aber er hat Besuch... er ist in diesem Augenblick beschäftigt."

„Herr Bertrand, sagen Sie ihm, daß wir da seien: ich wette, er kommt dann sogleich; wir halten ihn nicht lange auf."

„Ja, ich werde es ihm sagen... doch warten Sie, ich bin bald wieder hier."

Bertrand entfernte sich und machte die Thüre wieder sorgfältig hinter sich zu. Während seiner lan-

gen Abwesenheit beschlichen Denisen allerlei trübe Gedanken, da sie eine solche Aufnahme nicht erwartet hatte; Coco war auf einem Canapé eingeschlafen. Endlich erschien Bertrand mit unzufriedener Miene wieder und flüsterte ihr halbleise zu: „Sie haben Langeweile... tausend Bajonette! ich glaube es wohl, aber meine Schuld ist es nicht, denn Consigne geht vor Allem."

„Ist Herr August nicht zu Hause?"

„Doch, er ist zu Hause; er kann Sie jedoch nicht empfangen, denn die Consigne geht vor Allem."

„Aber, Herr Bertrand, es ist nicht artig, wenn man mit den Leuten nicht spricht; läßt man bei uns seine Freunde so allein?"

„Ach, Mamsell, in Paris ist es etwas Anderes. Ich weiß, was mein Lieutenant mir verheißen hat, wenn ich ihn störe, so lange er an der Arbeit ist, und kann dem Befehl nicht zuwider handeln."

„Nun, so gehen wir fort."

„Warten Sie noch ein wenig, vielleicht dauert es nicht lange."

In diesem Augenblick hörte man Geräusch im Vorzimmer und bald trat Mademoiselle Virginie mit dem Ausruf in den Salon: „Hier bin ich! ich bin doch hereingekommen... der alte Sündenbock Strack wollte mich nicht herauf lassen; er sagte zu mir: ‚der Herr ist nicht da!' ich lief jedoch herein... Ei schaut, wer ist denn das kleine Bauernmädchen? und... sie ist hübsch! Ließ sich Herr August wegen ihr verläugnen?"

Denise blickte erstaunt auf Virginie, während Bertrand der letzteren durch Zeichen bedeutete, sie solle schweigen, und ärgerlich zu ihr sagte: „Es scheint mir indeß, Mademoiselle, daß, wenn ein Portier sagt, man dürfe nicht herauf, so müsse man den Befehl respektiren."

„Laß mich doch gehen mit Deinem Befehl! Er sagte mir, es sei Niemand zu Hause; Du siehst wohl, daß er mich belog. Was ist denn das für eine ländliche Schönheit, Bertrand?"

„Ein junges Mädchen vom Lande."

„Wahrlich, daß sie nicht in der Rue Vivienne wohnt, sehe ich!... Und was macht sie hier? Ist das ihr Pflegkind dort auf dem Canapé? Teufel! das Kind ist schon groß."

„Dieses junge Landmädchen ist sehr ehrbar, Mademoiselle; sie will Herrn Dalville einen guten Morgen sagen und bringt das Kind mit, das er sehr liebt; daran liegt durchaus nichts Unrechtes."

„Desto besser. Wie drollig der Bertrand ist, wenn er eine ernsthafte Miene annimmt!... In der That, sie ist hübsch... ich wette, ihr Häubchen stünde mir zum Entzücken."

Während dieses halb leise geführten Gesprächs stand Denise mit niedergeschlagenen Augen; sie bemerkte, daß Virginie sie häufig ansah und das vermehrte ihre Verlegenheit.

„Und warum läßt Herr Dalville das liebenswürdige Kind warten?" fuhr Virginie laut und mit freundlicher Miene, auf Denise zugehend, fort.

„Weil er beschäftigt ist und mir verboten hat, ihn zu stören."

„Aha, ich verstehe... ich verstehe!... Fraget nicht weiter!"

Bertrand gab Virginien ein Zeichen, sie solle schweigen; diese setzte sich jedoch zu Denise, ohne sich um den alten Corporal zu kümmern.

„Kommen Sie weit her, Mamsell?"

„Von Montfermeil, Madame," antwortete Denise schüchtern.

Das Wort ‚Madame' schien Virginie zu schmeicheln; sie bildete sich Etwas darauf ein und suchte sich eine ehrenwerthe Miene zu geben. „Montfermeil," fragte sie weiter, „ist, glaube ich, bei Sceaux?"

„Nein, Madame, bei Raincy."

„Ah! richtig. Der Kleine, der dort schläft, ist Ihr Bruder?"

„Nein, Madame, es ist eine arme Waise, für die Herr Dalville sorgt."

„Pah! wie? August macht auch solche Dinge!... Nun, das freut mich, das gibt ihm neue Ansprüche auf meine Achtung. Und Sie wollten August sprechen?"

„Ja, Madame; Coco's Vater ist gestorben und ich wollte Herrn Dalville um Rath fragen."

„Was haben Sie in dem Körbchen da?"

„Kleinigkeiten von uns... Eier, Hühner, Kuchen, den meine Tante selbst machte."

„Ach, ich liebe den Kuchen vom Lande sehr!... Wollen Sie mir erlauben, ein wenig davon zu kosten?"

Denise hätte ihren Kuchen August ganz bringen mögen, und doch wagte sie nicht, Virginien eine abschlägige Antwort zu geben; auch wartete diese nicht lange, sondern öffnete den Korb und riß sich ein großes Stück Kuchen ab, das sie, das Gespräch in derselben Weise fortsetzend, verzehrte.

Nach einer guten Weile erwachte Coco, sah verwundert umher und in diesem Augenblick hörte man im Nebenzimmer klingeln.

„Der Herr ruft," sagte Bertrand und verließ schnell den Salon. Tony kam eilends die Treppe herab und spannte das Pferd an das Cabriolet.

Denise machte sich gefaßt, jede Minute August eintreten zu sehen; Virginie spielte mit Coco; endlich erkannte sie Dalville's Stimme, der lebhaft mit Bertrand sprach, und bald trat der junge Maun in den Salon, allein er hatte seinen Hut anf dem Kopf, die Handschuhe an und schien große Eile zu haben. Das junge Mädchen eilte ihm mit dem Kind an der Hand und dem Körbchen am Arm entgegen.

„Guten Tag, Denise, guten Tag, mein Freund," begann August und küßte das Kind, ohne Virginie zu beachten; „Sie warten auf mich... es thut mir leid, daß ich jetzt nicht bei Ihnen bleiben kann."

„Meine Tante läßt sich Ihnen auf's Beste empfehlen," sagte Denise, „sie schickt Ihnen hier Hühner, Eier, Birnen... und..."

„Ich danke, Denise... ich danke."

„Kommen Sie doch, mein Herr, ich warte auf Sie!" ruft eine weibliche Stimme, die viele Aehn-

lichkeit mit der der Frau von Thomassinière hatte, aus dem Vorzimmer.

„Adieu, adieu, ich werde Sie wieder sehen," sagte August zu Denisen, und, ohne ihr Zeit zum Antworten zu geben, verließ er hastig den Salon, dessen Thüre er hinter sich zuwarf, und fuhr mit einer in einen großen Shawl gehüllten und dicht verschleierten Dame, die sich tief in sein Cabriolet drückte, weg.

Denise blieb unbeweglich und hatte noch immer ihr Körbchen am Arm, aber dicke Tropfen rollten ihr aus den Augen, und der Korb wäre ihrem Arm entgleitet, wenn Virginie, die inzwischen näher getreten war, ihn nicht gehalten und das junge Mädchen in ihren Armen aufgefangen hätte.

„Nun, nun, meine Kleine, was haben Sie denn? ... Ei, sie weint gar... ach, mein Gott! es wird ihr übel!... Bertrand, bringen Sie doch Etwas!... Braucht man sich eines Mannes wegen so zu grämen, liebe Freundin?... Ach Gott! die Männer sind es gar nicht werth."

Endlich schlug Denise die Augen wieder auf, zog ihr Tuch heraus, wischte sich die Thränen ab und rief Coco: „Komm', lieber Kleiner, wir wollen wieder in unser Dorf zurückkehren."

„Und wird mein guter Freund mit uns gehen?"

„O nein! er hat nicht einmal Zeit, mit uns zu sprechen... komm', Coco, wir wollen gehen: um vier Uhr fährt der Wagen ab."

Aeußerst trübselig verließ Denise mit Coco das Haus, das sie so freudigen Herzens betreten. Ver-

trands Begleitung lehnte sie ab. Nur Virginie, die sich eines Theils der für August bestimmten Geschenke bemächtigt hatte, führte sie bis zum Wagen, mit dem sie bald darauf den Rückweg nach Montfermeil antraten, jedoch bei weitem nicht so heiter, als sie es verlassen hatten. So werden wir häufig in unsern Hoffnungen getäuscht und finden da Leid, wo wir nur Freude zu finden hofften.

---

## Zweites Kapitel.

### Die Schule der Emporkömmlinge.

„Die arme Denise ging recht traurig weg," sagte Bertrand den andern Morgen zu August.

„Es ist mir sehr ärgerlich, daß ich nicht länger mit ihr sprechen konnte," versetzte Dalville, „allein an mir lag die Schuld nicht; jene Dame wartete auf mich."

„Jene Dame... nun, die hätte auch einige Augenblicke länger warten können."

„Bertrand!"

„Verzeihung, mein Lieutenant! Wahrhaftig, es that mir recht in der Seele weh, wie ich sah, daß Sie kaum mit dem jungen Mädchen sprachen, bei dem wir so gut bewirthet worden sind; erinnern Sie sich noch, wie man uns aufnahm, der Freude, die man bei unserm Anblick an den Tag legte..."

„Ach! ich habe es nicht vergessen."

„Sie dankten ihr nicht einmal für ihr Geschenk."

„Ich habe es nicht gesehen... doch in Kurzem gehen wir wieder nach dem Dorfe und ich werde meinen Fehler wieder gut machen. Heute, Bertrand, speise ich bei Frau von Thomassinière, es wird dort große Gesellschaft geben... ohne Zweifel komme ich erst morgen früh zurück!... Ah, notire, daß ich dem Herrn Marquis von Cligneval, der neulich in einem Hause, wo ich mich gerade befand, sehr unglücklich im Spiele war, hundert Louis geliehen habe; er will sie mir dieser Tage wieder heimgeben."

Bertrand entgegnete nichts, allein er brummte vor sich hin: „Wiederum verlorenes Geld; er leiht beständig her und erhält nie Etwas zurück."

Thomassinière, der sein Vermögen fortwährend sich mehren sah, wollte den Namenstag seiner Gattin durch ein großes Fest begehen. Schon acht Tage zuvor wurden Einladungen nach allen Seiten hin erlassen und Alles deutete auf eines der glänzendsten Festmahle hin, die der Spekulant je gegeben hatte. Er erwartete Ritter und Marquis bei Tische, welche so gütig sind, ihn ihren Freund zu nennen, Dichter, die ihm versprachen, in ihren Werken seiner zu erwähnen, und endlich einige alte Bekannte, die man durch den Luxus des Festes recht zu demüthigen hoffte. Zu der Zahl der letzteren gehörte Herr und Madame Destival.

In dem prachtvollen Hotel des Herrn von Thomassinière herrschte große Bewegung. Tapezierer

dekorirten die Salons, rüsteten die Kronleuchter zu; Diener gingen ab und zu, um Befehle zu holen und zu bringen; Küchenjungen vollzogen, was ihnen geboten ward. Drei Kammerfrauen sind um Madame beschäftigt, die erst seit drei Uhr an ihrer Toilette ist, und noch ist es nicht weiter als fünf Uhr. Allein Athalie, unbeständig in ihrem Geschmacke, findet heute nicht mehr schön, was sie gestern entzückte: schon waren zwei hübsche Häubchen bei Seite geworfen; sie wurde ungeduldig, ärgerlich, stampfte mit den Füßen, schmälte ihre Frauen und drohte mit einer Ohnmacht, wenn nicht Alles nach ihrem Wunsche war, ließ sich aber am Ende doch besänftigen, als sie sich in ihrer Psyche betrachtete, und lächelnd lispelte sie: „Es ist wahr, ich bin nicht übel."

Von halb sechs Uhr an erschienen die Geladenen nach und nach. Thomassinière, der in seinem Hause etwas weniger übermüthig ist als bei Andern, ging den Leuten mit Titeln, die ihn mit ihrer Gegenwart beehrten, entgegen, und würdigte die Andern, die er mit einer Einladung beehrte, eines Lächelns.

Herr und Madame Destival fehlten nicht.

Seit der Geschäftsmann einen Neger hatte, blinzelte er mit den Augen und behauptete, er habe ein sehr kurzes Gesicht. Seine Frau konnte an Eleganz mit Athalien wetteifern, und ihre geistreichen Augen schienen noch etwas boshafter, wenn sie auf den Gebieter und die Gebieterin des Hauses fielen.

Die Gesellschaft, bei der sich auch August eingefunden hatte, war sehr glänzend: Modedamen, Ele-

gants, Dekorirte füllten den Salon, dessen Honneurs Athalie machte, wobei sie übrigens ihre Höflichkeit nach dem Range oder dem Vermögen der betreffenden Personen abmaß. Stolz und aufgeblasen ging Thomassinière durch die Salons.

Um halb sieben Uhr begab sich die Gesellschaft in den Speisesaal, wo eine Tafel zu vierzig Gedecken bereit stand. Destival war sein Platz ganz unten zwischen einem sechsjährigen Kinde und einem alten tauben Herrn angewiesen. Er verschluckte diese Beleidigung mit einem Blick auf seine Frau und die Augen Beider schienen sich eine süße Rache zu versprechen.

Kaum war die Suppe gegessen, als sich ein Lärm wie von Streitenden aus dem Vorzimmer her vernehmen ließ.

„Was gibt's denn, Lafleur, Jasmin?" rief Thomassinière seinen Leuten zu; „man erlaubt sich, in meinem Hause Lärm zu machen?... Schickt die Leute fort, ich bin für Niemand sichtbar; man dürfte mir Goldbarren bringen, ich würde sie jetzt nicht annehmen."

Die Diener schienen verlegen und wagten nicht zu antworten. Der Lärm dauerte indeß fort; man unterschied eine Weiberstimme: „Ich werde eintreten ... ich sage euch, ich trete ein..."

„Jagt doch die Kanaille fort, Lafleur!" fuhr Thomassinière zornig auf; doch in diesem Augenblick ward die Thüre des Speisesaals hastig aufgerissen und eine kurze, dicke Frau von etwa sechszig Jahren, mit wohlgenährtem Gesicht, einer runden Haube auf dem

Kopf und wie ein Fischweib gekleidet, trat ein und schrie: „Nun, das wäre doch stark, wenn ich nicht bei meinem Sohne eintreten dürfte ... diese Lakaien sind so dumm wie mein A..... Entschuldigen Sie, meine Herren und Damen!... Wo bist Du denn, Thomas? Komm' doch und küsse mich, mein Alter! Kennst Du Deine Mutter nicht mehr?"

Die Coulissenveränderungen in der großen Oper gehen nicht schneller von Statten als die Veränderung im Speisesaale beim Anblick der Mutter Thomas: Thomassinière war ganz bestürzt; es schien, als habe ihn der Blitz getroffen und er sei unfähig, sich zu bewegen oder ein Wort zu sprechen; die glänzende Athalie erblaßte, gerieth in Verwirrung und warf zweifelhafte Blicke auf Mutter Thomas, als traue sie ihren Ohren nicht; auf dem Gesichte jedes Gastes war Staunen über diesen unerwarteten Auftritt, so wie ein Gefühl von Ironie, Boshaftigkeit und Schadenfreude zu lesen; doch offenbarte sich bei Destival und seiner Frau die Freude in diesem Augenblick am deutlichsten.

Mutter Thomas kümmerte sich keineswegs um die Miene der Gäste, sondern lief ohne Umstände auf ihren Sohn zu, den sie sogleich aus allen Anwesenden heraus erkannte. „Hier ist er!" rief sie, „ich kenne ihn, er ist's... mein Thomas... o! er ist's wirklich... mit seiner kleinen Linse unter dem Auge! ... Bist nicht zu sehr verändert, mein Junge!... Nun, so küsse mich doch; kannst Du denn weder Hand noch Fuß mehr rühren?"

Mit diesen Worten nahm die gute Frau ihren Sohn beim Kopf und küßte ihn mehrmals; Thomassinière ließ sie gewähren wie Jemand, der nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht, und Athalie rief: „Ach, mein Gott! ist es möglich ... spielt man uns keine Komödie?"

„Du erwartest mich nicht, mein Junge, nicht wahr? Das glaub' ich wohl; sieh', es ist eine Ueberraschung; einer Deiner guten Freunde schrieb mir, es werde Dir viel Freude machen, Deine Mutter zu sehen, und ich solle gerade heute anzukommen mich bemühen, weil Deiner Frau Geburtstagsfest ist."

Hier sehen sich die Gäste gegenseitig an, um zu errathen, wer dem Herrn von Thomassinière diese Ueberraschung bereitet hatte, und mehr als Einer bedauerte, daß der Einfall nicht von ihm stammte. Der Herr des Hauses ist noch immer zu sehr gebeugt von dem Schlag, der ihn betroffen, als daß er auf die Worte seiner Mutter achten könnte, und Athalie schien einer Ohnmacht nahe.

„Da," fuhr Mutter Thomas fort, „sagte ich mir: vorwärts marsch, auf den Weg! Ich hatte noch einen kleinen Sparpfennig auf der Seite, bezahlte damit meinen Platz auf dem Eilwagen, wo wir nicht mehr und nicht weniger zusammengepreßt waren wie Häringe, mit Respekt zu melden, meine Herren und Damen, und so bin ich nun denn hier in diesem Paris, wo Du so großes Glück gemacht hast."

Der Marquis von Cligneval, der dem Hausherrn

gegenüber saß, wollte der Verlegenheit seines Wirthes, aus dessen Börse er zu leicht schöpfte, um nicht über die größere oder geringere Vornehmheit seiner Eltern ein Auge zuzudrücken, ein Ende machen. Er nahm daher das Wort eilfertig und rief mit freundlicher Miene: „Es ist wahrhaft liebenswürdig von Ihrer Frau Mutter, daß sie Sie auf solche Weise überraschte; sie beeilte sich so sehr, daß sie noch in ihrem Reisenegligé ist... doch, was liegt daran?... man ist unter Freunden... Madame wird neben mir Platz nehmen... es soll mich freuen, ihre Bekanntschaft zu machen... sie sieht so ehrwürdig aus, ein griechisches Profil! Ich liebe die Landbewohner sehr: sie haben eine so reizende Natürlichkeit."

Thomassinière sah den Marquis mit einer Miene an, welche sagen wollte: Sie retten mir das Leben, während Mutter Thomas rief: „Was sagt der da? ich sei im Negligé gekommen? Da bist Du im Irrthum, mein Schatz, ich habe mein Sonntagskleid an."

„Stille, stille, Mutter, ich bitte Sie!" murmelte Thomassinière; „nehmen Sie sich doch in Acht! Sie sprechen mit einem Marquis."

„Mit einem...? Wie sagtest Du, Thomas? Nun, aber wo ist denn meine Schwiegertochter?... stell' sie mir einmal vor, mein Junge. Wird es ihr keine Freude machen, die Mutter ihres Mannes zu küssen?"

„Frau von Thomassinière! küssen Sie doch Ihre Schwiegermutter," sagte Madame Destival mit spöttischem Blick auf Athalien.

„Ich kann nicht mehr... ich sterbe!“ lispelte Athalie mit erlöschender Stimme und sank auf den neben ihr sitzenden August zurück.

„Meine Frau fällt in Ohnmacht!“ schreit Thomassinière, erfreut über einen Vorfall, der die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ablenkte; er erhob sich schnell und eilte auf seine bereits von mehreren Personen umgebene Frau zu, während Mutter Thomas ausrief: „Schau! das ist Deine Frau? das kleine Ding, das sich so geberdet!... Sie wird schon zu viel gegessen haben, mein Kleiner, es ist sicher so Etwas! Gib ihr ein Glas voll Schnaps, das macht ihr wieder gut.“

Man hielt Athalien starke Essenzen unter die Nase, brachte sie an den Luftzug, allein sie hütete sich wohl, wieder zu sich zu kommen. Mutter Thomas schob zwei feine Damen, welche ihrer Schwiegertochter beistanden, etwas unsanft auf die Seite. „Gebt Acht, meine Kätzchen,“ sagte sie zu ihnen, „ihr erstickt das Kind!... Ach, mein Gott! ich weiß ein gutes Mittel, wie man sie schnell wieder zu sich bringen könnte: zwei oder drei Klapse auf den Hintern bringen eine Frau augenblicklich wieder zum Leben; das ist unfehlbar!“

Die eleganten Damen sahen einander an und entfernten sich von Frau Thomas, indem sie untereinander flüsterten: „Aber das ist abscheulich!... es wird unerträglich!“

„Mich belustigt sie sehr, meine Liebe,“ sagte die Eine.

„O! mich macht sie erröthen," entgegnet eine Andere, „so wie sie den Mund aufthut, zittere ich, es möchte ihr irgend ein häßliches Wort entfahren."

„Ja, es beginnt gar nicht übel."

„Es ist ein Nervenanfall," bemerkt Thomassinière, „man muß Madame in ihr Gemach bringen ... es dauert immer wenigstens zwei oder drei Stunden."

„Nun, deßhalb ist sie doch hübsch!" sagte Mutter Thomas.

Man brachte die Herrin des Hauses in ihr Zimmer, wohin sie mit dem festen Vorsatz kam, dasselbe nicht mehr zu verlassen, so lange Madame Thomas in der Gesellschaft sei.

Für die Mehrzahl der Eingeladenen war indeß das Diner das Wichtigste, und kaum war Frau von Thomassinière aus dem Speisesaal weggebracht, als sich Jedes wieder zu Tische setzte und ruhig fortaß.

Gerne wäre Thomassinière gleichfalls seiner Frau gefolgt, allein er fühlte, daß es unhöflich wäre, die Gesellschaft, gegen die er bereits einen ganz andern Ton angenommen hat, auf solche Weise zu verlassen. Er setzte sich daher wieder an seinen Platz unter stetem Nachsinnen, wie er seiner lieben Mutter Schweigen auferlegen könnte, und Destival, aus Furcht, man möchte Madame Thomas wegschaffen, reichte ihr die Hand und führte sie zu dem Marquis.

Mutter Thomas ließ sich das gefallen und dankte, neben Herrn von Cligneval Platz nehmend, ihrem Führer mit den Worten: „Jetzt, mein galanter Freund,

brauche ich Ihre Hand nicht mehr; mit Gabel und Kinnbacken weiß ich schon allein umzuspringen."

„Sie ist voll Geist!" rief der Marquis, „sie hat wahrhaftig köstliche Antworten in petto."

„Herr von Thomassinière wagte nicht mehr die Augen aufzuschlagen und möchte gerne das Mahl möglichst schnell zu Ende bringen. Seine Gäste unterstützten ihn jedoch hierin nicht und ließen es sich in aller Gemächlichkeit schmecken. Der Marquis überhäufte Mutter Thomas mit Leckerbissen und glaubte, ihr dadurch Schweigen aufzuerlegen. Madame Thomas ist jedoch eine rüstige Frau, die zwei Dinge auf einmal thun kann: während sie aß, rief sie jeden Augenblick: „Ach, welch hübsches Fricot! von diesem Geschmack habe ich nie Etwas gegessen!... Ach, Thomas, mein Junge, solche Fricassé's machte man in unserer kleinen Schenke ‚zum gelehrten Esel' nicht! Erinnerst Du Dich noch derselben, Nestkegelchen?"

„Wer will Trüffeln? wer hat keine Trüffeln?" rief Thomassinière, indem er seine Mutter zu überschreien suchte.

Allein Madame Destival, welche es sehr gut verstand, sagte zu derselben: „Wie, Madame, hat Herr von Thomassinière je eine Schenke gehalten?"

„Herr von Thomassinière!" versetzte Mutter Thomas; „wer ist das, mein Herzchen?"

„Ihr Herr Sohn, Madame."

„Wie? heißt Du nicht mehr Thomas, mein Junge? Deßhalb also sagten die grünen goldbordirten Affengesichter in Deinem Vorzimmer, Du wohnest nicht

hier!... Und warum hast Du den Namen Deines Vaters abgelegt, Thomas? War er Dir nicht schön genug? Weißt Du wohl, daß Dein Vater ein Ehrenmann war, der das Litre Wein zu sechs Sous ausschenkte, ohne ihn durch Beimischung zu verfälschen, wie es eure Pariser Spitzbuben alle thun... ich bitte die Gesellschaft um Esküse!"

„Ihr Herr Sohn," nahm der Marquis das Wort, „nennt sich jetzt von Thomassinière von einem Gute, das er gekauft hat... überdieß ist das so gebräuchlich in Paris; man ändert seinen Namen nicht, sondern verlängert ihn nur ein wenig, es klingt angenehmer."

„Ja, gewiß," sagte Thomassinière, indem er einige Festigkeit zu erlangen suchte; „wenn man ein so consequentes Vermögen erlangt hat wie ich, so ist es wohl erlaubt, zu vergessen... zudem, wie der Herr Marquis sagt, das geschieht täglich."

„Ah, das ist was Anderes," fuhr Mutter Thomas fort, „wenn Du Güter gekauft hast... das geht noch über den Marquis von Carabes!... Gleichwohl aber, mein Junge, hättest Du mich können bälder zu Dir kommen lassen, denn ich langweilte mich ein wenig in unserm Ort, der ein wahres Loch ist, und mit den zweihundert Franken, die Du mir alle Jahre schicktest, konnte ich keine großen Sprünge machen."

„Ach Gott, welche Schändlichkeit!" rief eine Dame, die einen Turban mit einem Paradiesvogel trug, und rückte vom Tische weg, während die Männer einander lachend ansahen und Thomassinière seine Füße unter den Tisch ausstreckte, um seine Frau Mutter, die

ihm gerade gegenübersitzt, zu stoßen, welcher er umsonst durch Zeichen bedeutete, sie solle schweigen.

„Was hat sie denn, diese Dame da?" sagte Mutter Thomas, indem sie die Dame im Turban ansah; „wird ihr auch übel? Was sie für Augen macht... mit ihrem Eichhornschwanz auf dem Kopf!"

„Meine Mutter... ich beschwöre Sie!" stammelte Thomassinière und stieß sie mit den Füßen.

„Da unten... da unten, nun!... unter dem Tisch sind ja Hunde, Kleiner; schon zwei oder drei Mal sind sie mir über die Füße gesprungen; laß sie doch hinausjagen, damit sie uns in Ruhe lassen... Trinken her! wer schenkt ein?... Du, mein Alter?"

Der Marquis, an den diese Worte gewendet waren, ergriff eine Flasche Madera, die vor ihm stand, und füllte das Glas seiner Nachbarin, welche niemals trinken wollte, ohne anzustoßen.

„Was ist denn das da für ein gelber Wein, mein Kleiner?" fragte sie.

„Es ist Madera, Madame," antwortete der Marquis.

„Schmeckt er Dir, Schlingel?"

„Vollkommen! Dieser hier ist der beste, den ich jemals getrunken habe."

„Nun, alsdann, auf Deine Gesundheit, alter Fuchs!"

Diese letztern Worte wandte Frau Thomas an ihren Nachbar zur Linken. Dieser war ein alter bezopfter und gepuderter Cavalier, der sehr mißlaunig war, so nahe bei der Mutter Thomassinière's zu

sitzen, jedes Mal den Kopf umwendete, wenn sie ihn ansah, und nicht antwortete, wenn sie mit ihm sprach.

Dießmal hält Frau Thomas dem alten Cavalier das Glas beinahe unter die Nase; er mußte nothgedrungen eine Antwort geben und brummte mit verächtlicher Miene: „Ich stoße nicht an, Madame."

„Ah, Du stößt nicht an, Du dürrer Häring! Nun, hat nichts zu sagen, macht durchaus nichts; Du hast ein liebenswürdiges Gesicht... wie eine Gewürznelke! ... Auf Deine Gesundheit, mein Alter! auf die ihrige, meine Herren, meine Damen und die ganze Gesellschaft... auch auf Deine, Du grüner Affe, der Du mich nicht hereinlassen wolltest."

Dieses letztere Compliment war an Lafleur gerichtet und Thomassinière schlug sich verzweiflungsvoll vor die Stirne, während der Marquis unaufhörlich wiederholt: „Herrlich! das sind alte patriarchalische Gebräuche... man trinkt auf Jedermanns Gesundheit... die Kinder Noah's stießen immer miteinander an."

Frau Thomas hatte das Glas Madera auf einen Zug verschluckt; als es aber getrunken war, schnitt sie ein saures Gesicht und blickte den Marquis finster an, indem sie ausrief: „Ach Gott! wie schlecht ist Dein Madera!... ach, meine Kinder, das schmeckt, wie wenn man das Maul voll Eselspiß hätte."

Alle Damen stoßen einen Schrei aus und verbergen das Gesicht unter ihrer Serviette; die Männer lachen. Frau Thomas, welche nur etwas ganz Natür-

liches in dem, was sie gesagt hat, sieht, und glaubt, man theile ihre Fröhlichkeit, läßt sich einen andern Wein einschenken, während ihr Herr Sohn auf seinen Stuhl zurücksinkt, indem er murmelt: „Ich bin ein verlorener Mann!“

Je mehr Frau Thomas trinkt, um so geschwätziger wird sie; vergebens füllt der Marquis ihren Teller, vergebens schreit Herr von Thomassinière seinen Bedienten zu: „Tragt doch dem Herrn auf, tragt doch bei Madame ab!“ die Stimme des dicken Mütterleins übertönt alle der vornehmen Leute, weil die vornehmen Leute die Gewohnheit nicht haben, laut zu sprechen.

Der alte Herr mit Taubenflügeln, welche die Mutter Thomas Gewürznelke genannt hat, hat diesen Schimpf nicht vergessen: er macht eine erschreckliche Miene, bietet seiner Nachbarin immer den Rücken und murmelt zwischen seinen Zähnen: „Es ist unverschämt, Leute wie mich einzuladen, um sie mit solchen Personen zu compromittiren... ha! nie wird man mich wieder hier erblicken... ich bin untröstlich, da zu sein.“

Trotz dem geht der alte Ritter nicht und ißt und trinkt für Viere, weil man sich doch für den Aerger, den man empfindet, entschädigen muß.

Mutter Thomas will von Allem: sie läßt sich von allen Platten, die sie bemerkt, auftragen, indem sie zu dem Marquis sagt: „Was ist denn das da, mein schöner Kleiner?“

„Ein Hühnchen à la Marengo, Madame.“

„Ach Gott! wie versteckt es ist; einerlei, gib mir davon ein Flügelchen... und dieses schwarze Ragout da unten?"

„Ein Salmis von Rebhühnern mit Trüffeln."

„Das muß erwärmend sein; gib mir ein wenig von Deinem Salmigondis mit Trüffeln; ich will es wagen... und diese große Schüssel, welche ganz mit Brühe bedeckt ist?"

„Das ist eine Sultane à la Chantilly."

„Eine Sultane!... Ah, lieber Freund, er hält uns also für Türken!... Du wirst mich sie auch versuchen lassen, damit ich die Küche dieser schlechten Hunde kennen lerne."

„Madame Thomas, es wird Ihnen übel werden," sagte leise Thomassinière, welcher mit Schrecken sah, daß die Augen der Frau Mama sich immer mehr beleben und daß sie von allen Weinen wie von allen Schüsseln kosten will.

„Laß doch, Kleiner, ich habe eine österreichische Kuttel!... Denkst Du denn nicht mehr an jene Wette, welche ich eines Tages mit unserm Vetter, dem Garkoch, machte... ein braver Mann... er ist seit drei Jahren todt, der arme Chahu!"

„Lafleur! Jasmin! Comtois! traget auf...nehmet das weg... schnell den Nachtisch!"

Herr von Thomassinière mag schreien wie er will, seine Mutter setzt nichtsdestoweniger ihre Erzählung fort. „Ihr müßt nämlich wissen, meine Kinder, daß Chahu einer der größten Fresser in der Landschaft Brie war; ein köstlicher Dickkopf, welcher euch, mit

Respekt zu melden, ein welsches Huhn hinabdrückte, wie wir eine Lerche verzehren; läßt sich der Kerl eines Tages beigehen, mit mir zu wetten, wer am meisten von eingemachten Hennen, welche ich zu einer Maurerhochzeit bereitet hatte, fressen könne. Ich, die ihren Mann beim Wickeln stellt, schlage ein; als wir aber an der Hälfte der Schüssel arbeiten, gestehe ich ihm im Vertrauen, daß es Katzen sind, die ich fricassirt habe; auf das hin verdreht mir der Hundsfutt die Augen und macht einen Fuchsschwanz von zwei Ellen lang in die Stube."

Die Damen wollen nicht weiter hören; sie stehen vom Tische auf und flüchten sich in den Salon. Herr von Thomassinière weiß nicht mehr, wo er daran ist: er wird nacheinander roth, gelb und blaß; der Schweiß rinnt von seiner Stirne herab; er gießt sich Wein in seinen Teller und fährt mit seiner Gabel in sein Glas. Die jungen Leute lachen aus vollem Halse und August macht es ebenso, denn er findet, daß sein Wirth diese kleine Lection wohl verdient. Destival strahlt vor Bosheit; seine Augen glänzen vor Vergnügen, er blickt Jedermann an und dann wieder Herrn von Thomassinière. Was den Märquis von Cligneval betrifft, so sieht er seinen Wirth mit einer Miene an, welche sagen will: ‚Meiner Treu', ich habe gethan, was ich konnte, aber Sie sehen, es ist nicht möglich, sie im Zaume zu halten.'

„Nun, warum gehen denn alle diese hübschen Weibchen zu gleicher Zeit fort?" sagte die Mutter Thomas; „gehen sie denn Alle miteinander in's eng-

lische Cabinet zum Rockaufheben. Ei, seht doch! die machen's wie die Hennen bei uns: wenn die eine geht, so laufen ihr stets die andern nach."

Ein junger Poet, welcher für Frau von Thomassinière Verse gemacht hatte und sehr ärgerlich war über die Ankunft der Mutter Thomas, welche die Ursache war, daß Athalie in Ohnmacht fiel und die Damen flohen, was ihn hinderte, seinen vierzeiligen Vers, welcher Furore machen sollte, vorzulesen, sagte zu dem dicken Mütterlein, indem er stotterte und seine Halsbinde ordnete: „Madame, wenn uns die Grazien entfliehen, so ist dieß ein wenig Ihre Schuld."

„Was sagst Du da, meine kleine Katze?" antwortete die Mutter Thomas, indem sie ihre beiden Ellbogen auf den Tisch stellte, um den jungen Mann besser zu betrachten.

„Ich sage, Madame," erwiederte der Poet, „daß die Grazien so leicht verscheucht werden und daß..."

„Was singst Du mir denn von Deinen Grazien da; sind es Vögel, welche Du zähmen willst?"

„Madame, die Grazien sind die Frauen... die Zephyre und Amor fliegen ihnen nach; Vergnügen und Lachen bildet ihr Geleite, das Rosen auf ihre Pfade streut..."

„Aber... aber... was für ein Fricassé machst Du uns denn da, mein Knabe, mit Deinen Rosen, welche Du in Lachen setzest?"

„Madame, ich sage das, um Ihnen begreiflich zu machen, daß es Worte gibt, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, und daß man, wenn man er-

zählt, geschickt gewisse Gegenstände verschleiern muß; denn:

„Der Anstand wird in Worten oft verletzt;
Das mag wo anders hingehn: der Franzose
Verlangt, daß man sein Ohr mit Zoten schont;
Ist eine Sache an sich selbst nicht rein,
So muß euphemisch doch der Wortlaut sein."

Mutter Thomas brach in lautes Lachen aus und wandte sich an ihren Nachbar mit den Taubenflügeln, welcher eine Makarone in Champagner tauchte und dabei noch immer ein saures Gesicht schnitt. „Verstehst Du das, Du alter Duckmäuser?" sagte sie zu ihm, „dieser Herr da, der uns sagt, daß er eine unreine Sache hat, ist das nicht artig, beim Nachtisch uns ein solches Geständniß zu machen?"

„Ha, Madame!" schrie der Poet, indem er feuerroth vor Zorn wurde, „man hat sich noch nie erlaubt..."

„Was denn, Biribi? geh', Du wirst böse, mein Junge, Du bist zornig wie ein Truthahn, das sehe ich, aber ich bin ein gutes Kind und habe nicht mehr Galle als ein Floh. Wir wollen miteinander anstoßen, das wird gescheidter sein als uns von Deinem Larifari vorzuschwatzen, das ich nicht verstehe. Wein her, Marquis... von jenem schönen Weinchen, welcher moussirt; ah! den kenne ich, es ist Champagner; den lasse ich mir gefallen, das ist kein Verirwein wie Dein Madera! Auf eure Gesundheit, meine kleinen Oelschädel; auf die Deinige, Thomas!... Was hast Du denn, mein Schatz? Du sprichst nichts, machst ein Gesicht, ich weiß nicht wie; wird es Dir

auch übel werden wie Deiner Frau?... Man muß singen, meine Kinder; beim Nachtisch thut man das immer. Nun, wer fängt an? Du, Thomas? Du wußtest ja früher eine Menge Schelmliedchen; nun, ich will euch das singen, was Chahu's Frau an meiner Hochzeit gesungen hat:

Ich komme in Zug, wenn er kommt in Zug,
Ich komme in Zug, wenn er kommt 'nein.

Ihr werdet den Chor singen, meine Kinder."

„Einen Augenblick, einen Augenblick, Madame!" sagte der Marquis, „warten Sie doch auf den Likör und den Kaffee."

„Ah, das ist wahr, mein Freund, das wird mir die Stimme hell machen."

Mit diesen Worten stand der Marquis auf und ging zu Thomassinière, welcher eben auch mit einer trostlosen Miene den Tisch verließ.

„Es wird immer stärker," sagte der Marquis ganz leise zu seinem Wirth.

„Ach, Herr Marquis, Sie sehen mich in Verzweiflung... ich bin beschämt... ich wage nicht mehr, mich umzuwenden!"

„Ei, mein Lieber, ich bin Ihnen darum keineswegs gram; es kommt täglich vor, daß man eine Mutter hat, die nicht gerade adelig ist, deßhalb sind Sie doch ein Mann, den ich unendlich werthschätze und der uns ein köstliches Diner gab; aber in der Gesellschaft gibt es Leute, die nicht meine Einsicht haben und bei denen es Ihnen schaden kann. Zudem wird die liebe Mama immer trunkener und

ich weiß nicht, was sie uns am Ende noch singen wird."

„Und ich erwarte diesen Abend mehr als achtzig Personen auf den Ball... die eleganteste, ausgezeichnetste Gesellschaft von Paris! Retten Sie mich, Herr Marquis; ich lege meine Kasse, meine Börse, meinen Credit zu Ihren Füßen!"

„Mein lieber Thomassinière, die Freundschaft, welche ich für Sie hege, reicht hin... gleichwohl habe ich, wie ich glaube, morgen einen Wechsel von zweitausend Thalern einzulösen..."

„Das geht mich allein an, Herr Marquis."

„Man muß ein Mittel finden, Jedermann fortzubringen."

„Ja, und so bald als möglich."

„Warten Sie... mir fällt ein... ja, meiner Treu', der Einfall ist gut."

„Ach, Herr Marquis, meine Dankbarkeit..."

„Es wird Sie vielleicht ein wenig theuer zu stehen kommen, allein ich sehe keinen andern Ausweg."

„Ich bringe alle möglichen Opfer."

„Recht... lassen Sie mich machen... setzen Sie sich wieder zu Tisch, als wäre nichts vorgefallen. Sagen Sie Ihren Bedienten, sie sollen meine Befehle vollziehen, und warten Sie die Wirkung ab."

„Lafleur! Jasmin! Comtois! gehorcht dem Herrn Marquis mehr als mir selbst."

Der Marquis verläßt, von den Bedienten gefolgt, den Speisesaal und Thomassinière setzt sich wieder an den Tisch. Man bringt Kaffee, Likör. Bald kommt

der Marquis zurück und nimmt seinen Platz bei Frau Thomas wieder ein, indem er seinem Wirth einen beruhigenden Blick zuwarf.

Mutter Thomas trillerte bereits, während sie ihren Kaffee trank. „Meine Kinder," sagte sie, „wir müssen diesen Abend tanzen; ich fühle mich um zwanzig Jahre verjüngt... Thomas, Du hast gewiß einen guten Schnaps, hoffe ich... gib mir doch ein Gläschen, Marquis, aber nicht von jenen verzuckerten Süßigkeiten, welche Einem in der Gurgel stecken bleiben, gib mir scharfen, mein Freund, harten, nur solcher thut Einem gut."

Frau Thomas hatte schon zwei Gläschen Branntwein, eines mit Rum und eines mit Kirschengeist, getrunken; sie versicherte, dieß thue ihr gut, und schien nicht aufgelegt, einzuhalten, als ein dichter Rauch vom Hofe aus aufsteigt und in die Zimmer dringt. Jeder sah den Andern unruhig an.

„Mir scheint, es falle ein Bischen Nebel," sagte Mutter Thomas; „das riecht nach Juchten, meine Kinder; habt ihr einen Lumpen unter euch?"

Die Diener treten mit erschrockener Miene ein und rufen: „Im Hause ist Feuer ausgebrochen!"

„Feuer!" wiederholten alle Gäste, indem sie vom Tisch aufstanden. Mutter Thomas allein blieb an ihrem Platze sitzen und sagte: „Gut, man braucht nur Wasser darauf zu schütten, dann ist's aus."

„Feuer in meinem Hause!" rief Thomassinière mit einem Blick auf den Marquis; „aber wie kommt es denn?... wo ist es ausgebrochen?"

„Im Hofe... unter der Remise... es lag Stroh dort und wahrscheinlich wird Jemand da mit Licht hingekommen sein... da, Herr, sehen Sie... sehen Sie, welcher Rauch im Hofe."

Da es fast neun Uhr Abends war, so erhellten die Flammen einiger Strohbüschel, welche der Marquis hatte anzünden lassen, bereits den ganzen Hof. Der Ruf: ‚Feuer!' hatte sich bereits allenthalben verbreitet; er war in den Salon gedrungen und die Damen, welche sich dahin geflüchtet hatten, um der Gesellschaft der Frau Thomas zu entfliehen, verließen ihn, indem sie laut schrieen und ihrem Vater oder ihrem Gemahl riefen.

Diese Herren suchten die Damen zu beruhigen, indem sie sagten: „Es ist nichts... es wird nichts sein, aber dennoch müssen wir so schnell als möglich fortgehen... nehmt eure Shawls, eure Hüte... eilet, niemals dürfen Damen mitten in der Verwirrung bleiben... wir werden euch begleiten."

Indeß theilte sich das Feuer, das der Marquis hatte anzünden lassen, um die Gesellschaft zu vertreiben, und das die Leute des Hauses, wissend, daß es eine List ihres Herrn war, nicht auszulöschen dachten, in der That der Remise und von da dem Stalle mit. Während die Damen nach ihren Shawls, die Herren nach ihren Hüten suchten und die Bedienten in den Zimmern umherrannten und ‚Feuer' schrieen, war die Gefahr eine wirkliche geworden und man bemerkte dieß erst, nachdem ein Theil des Hofes schon eine Beute der Flammen war.

Jetzt herrschte Verwirrung und Tumult überall; die Damen retteten sich in die Straße: die Eine verlor ihren Turban, die Andere ihr Halsgehänge; mehrere wurden ohnmächtig. August trug Athalie in seinen Armen fort und legte sie auf eine Steinbank in einer benachbarten Straße nieder. Mitten in dieser Zerstörung entschloß sich Frau Thomas endlich, vom Tische aufzustehen, und indem sie ihre Unterröcke bis zu den Knieen aufschürzte, lief sie fort und rief: „Seht da alle die Freunde von Thomas: statt löschen zu helfen, gehen die Schurken alle durch, und sie würden mich hier nicht mehr und nicht weniger als eine Kastanie braten lassen.

Das Resultat der kleinen List des Marquis war: ein Flügel des Hotels war abgebrannt, vier Pferde gebraten, drei Spritzenmänner verwundet, zehn Shawls abhanden gekommen, fünfzehn Hüte gestohlen, sechs Haarlocken verbrannt, drei Bracelets verloren und zwei Kämme zerbrochen; mit zwanzigtausend Franken ersetzte Thomassinière Alles und seine Frau Mutter blieb doch wenigstens der zahlreichen Gesellschaft, die er diesen Abend erwartete, unbekannt.

---

## Drittes Kapitel.

### Was man vorhergesehen hatte.

Den Tag nach diesem Auftritt reiste Herr von Thomassinière mit Athalien nach England, wo sie zu bleiben beschloßen, bis man in Paris den von

der plumpen Mama erregten Scandal vergessen hätte. Die Letztere schickte man auf der Stelle wieder nach ihrem Dorfe zurück, mit dem ausdrücklichen Gebot, es nie wieder zu verlassen, unter Androhung des Verlustes der Pension von zweihundert Franken, welche sie von ihrem großmüthigen Sohne bezog.

Thomassinière's Dummheit, der, seit er reich geworden, sich seiner Mutter schämte, Athaliens Kleinlichkeit, die, um Mutter Thomas nicht küssen zu dürfen, sich ohnmächtig stellte, machten August ihre Entfernung wenig fühlbar; allein nur bei ihnen sah er den Marquis von Cligneval, und Bertrand sagte: „Es scheint mir, mein Lieutenant, wir hören nichts mehr von dem Marquis, der Ihnen hundert Louis-d'or schuldet."

„Vielleicht erfahre ich heute Etwas von ihm."

„Und wann besuchen wir das kleine Milchmädchen? wann danken wir ihr für das Ueberbrachte? Die Hühner waren vortrefflich! Ich mußte sie essen, während Sie in Gesellschaft speisten."

„Ich glaube nicht, daß Denise viel an uns denkt ... hat sie nicht einen Liebhaber?... wird sie sich nicht verheirathen?"

„Mein Lieutenant, ist das ein Grund, ihr nicht für ihre Hühner zu danken?"

„Sie kam vielleicht nach Paris, um mich zu ihrer Hochzeit einzuladen."

„Ich weiß nicht, weßhalb sie kam, aber sie schien mir sehr betrübt, als sie sich entfernte. Sie hat gesagt, sie wolle Sie nicht mehr belästigen, und ich

sah Thränen in ihren Augen; das hat mich gerührt, mich, ich gestehe es... die Kleine ist so lieblich und man sieht wohl, daß ihre Thränen keine Krokodilsthränen sind."

August schien über des alten Corporals Worte nachzudenken, als man heftig schellte. Bertrand meldete einen alten Herrn, der eine sehr verstörte Miene habe, nach Herrn Dalville frage, und August erkannte mit Erstaunen Herrn Monin, dessen mehr als gewöhnlich herumrollende Augen einen außerordentlichen Vorfall zu verkünden schienen.

„Sie sind's, Herr Monin," sagte Dalville, dem Exapotheker einen Stuhl bietend, während Letzterer, seiner Verwirrung ungeachtet, fragte, indem er sich niedersetzte: „Wie befindet sich der Stand Ihrer Gesundheit, Herr Dalville?"

„Ich sollte das Sie fragen, Herr Monin: Sie scheinen Etwas zu haben... darf ich wissen?"

„Ja, mein Herr, ich habe etwas weniger... deßhalb bin ich gekommen..."

„Wie so, etwas weniger, Herr Monin?... Ich verstehe Sie nicht."

„Wissen Sie es nicht?"

„Was, Herr Monin?"

„Was ich Ihnen so eben sagte?"

„Noch nicht; wenn Sie sich aber erklären wollten..."

„Mein Herr, das hat mir einen Schlag gegeben."

„Es scheint mir in der That, daß Sie etwas verwirrt sind."

„Hat es auf Sie nicht die nämliche Wirkung hervorgebracht?“

„Ich weiß noch nicht, was für eine Wirkung es auf mich hervorbringen wird, Herr Monin, und in was es mich betrifft, wie Sie eben sagten.“

„Ach, Herr Dalville, wenn wir hätten ahnen, wenn wir hätten vorhersehen können... aber, Teufel! man ist kein Hexenmeister, das habe ich diesen Morgen zu Bichette gesagt, weil sie mir meine Tabaksdose entziehen wollte.“

„Ich habe nie vermuthet, daß Sie ein Hexenmeister seien, Herr Monin, allein ich gestehe Ihnen, daß ich Sie in diesem Augenblick unbegreiflich finde.“

„Mein Herr, das ist, weil ich noch gar nicht zu mir selber gekommen bin.“

„Von was?“

„Und Bichette versichert, daß er Sie auch mit hineingezogen habe.“

Dalville verliert die Geduld und sieht Bertrand an, der im Zimmer herumläuft, indem er murmelt: „Wenn ich eine Compagnie Männer wie dieser hier zu exerzieren hätte, so würde ich damit beginnen, sie an den Schwanz eines Pferdes zu binden, das ich in Galopp jagen würde.“

Monin zog seine Tabaksdose heraus, stopfte sich die Nasenlöcher voll und fuhr fort: „Ich bin zu Ihnen gekommen, Herr Dalville, um zu erfahren, wohin er gegangen ist.“

„Aber wer denn, Herr Monin? erklären Sie sich

doch um Gotteswillen deutlicher: seit einer Viertelstunde sprechen Sie mit mir, ohne daß ich ein Wort von allen Ihren Reden verstehe. Was hat man Ihnen gethan?"

„Man hat mich bestohlen, mein Herr."

„Bestohlen?"

„Das heißt, man ist mir mit fünfundzwanzigtausend Franken durchgegangen?"

„Und wer denn?"

„Herr Destival."

„Destival?"

„Ja, mein Herr, er ist fort, fort aus Frankreich, wie man versichert... dieses wollte ich die Ehre haben, Ihnen zu sagen."

August hat nur zu gut verstanden; er ist vernichtet, und Bertrand schreit, indem er Monin näher tritt: „Was sagen Sie da?... Zum Henker!... dieser Herr Destival wäre im Stande?..."

„Ah! das ist Herr Bertrand!... Wie befindet sich der Stand Ihrer Gesundheit?"

„Er wäre fort... mit unsern zweimalhundert und fünfzigtausend Franken?"

„Gewiß!... Sie wissen wohl... Sie lehrten ihn exerzieren!"

„Ah! der infame Schurke!... Wir sind ruinirt, mein Lieutenant!"

„Beruhige Dich, Bertrand! Diese Nachricht ist vielleicht falsch... ich kann nicht glauben, daß Destival..."

„Das sagte ich auch zu Bichette; ich konnte eben so wenig glauben..."

„Aber wie wissen Sie es? wer sagte Ihnen, daß Destival fort sei?“

„Ich will Ihnen sagen, mein Herr, er hatte mir vor kurzer Zeit meine Apotheke verkauft und die Gelder behalten, um sie umzutreiben, und vor acht Tagen gab ich ihm noch zehntausend Franken dazu, weil er sagte, je mehr er habe, um so besser könne er es verwenden... zwar Bichette war nicht recht der Meinung, daß wir ihm unser Geld lassen sollten, allein Herr Bisbis rieth ihr dazu... alsdann... schnupfen Sie?“

„Ich eile zu Destival,“ sagte August und ließ Monin mitten in seiner Rede stehen.

„Ja, mein Lieutenant,“ sagte Bertrand, „es wird besser sein, als den Herrn da anzuhören; gehen Sie, verlieren Sie keine Zeit... ich, ich werde gleichfalls suchen, einige Aufschlüsse über den Weg, den der Schurke eingeschlagen hat, zu erhalten; vielleicht ist unser Dieb noch nicht weit: einholen müssen wir ihn und sollten wir zehn Pferde zusammenreiten.“

„Wenn Sie ihn einholen, Herr Bertrand, so wissen Sie, daß ich für fünfundzwanzigtausend Franken dabei betheiligt bin,“ sagte Monin. Allein man hörte ihn schon nicht mehr. Schon war August auf der Treppe, der Corporal hinter ihm her, und als sich Monin mit dem kleinen Jokey allein sah, entschloß er sich, nach Hause zurückzukehren und Bichette zu beruhigen, da er dachte, daß es den Beiden bei ihrer Eilfertigkeit gelingen müsse, Destival einzuholen.

August begibt sich in die Wohnung des Geschäfts-

mannes. Er fragt den Portier nach Herrn Destival. „Seit drei Tagen hat man Herrn Destival nicht gesehen," antwortete dieser, „man weiß nicht, was aus ihm geworden ist, er hat nichts gesagt; der Neger und Baptist sind ebenfalls fort. Madame aber blieb mit ihrem Dienstmädchen zurück: sie ist zu Hause."

August geht hinauf: Julie öffnet ihm. Der junge Mann bemerkt keine Veränderung in den Gemächern; nur etwas mehr Ruhe als sonst herrschte darin. Man führt ihn in das Zimmer von Madame, die ein wenig in Verwirrung zu gerathen scheint, als sie Dalville bemerkt.

„Sollte das Gerücht, das man verbreitet, wahr sein, Madame?" sagte August; „man versichert, Ihr Mann sei durchgegangen, er habe Frankreich verlassen?"

„Ach, mein Herr, es ist nur zu wahr," antwortet Emilie, indem sie in einen Lehnstuhl sank.

„Wie, Madame, er ist fort und wird nicht wiederkommen?"

„Ich denke nicht, mein Herr; er hat mich verlassen: er ist ein abscheulicher Mann."

„Und wissen Sie, was er mir mitnimmt, Madame?"

„Nein, mein Herr, ich kannte den Stand seiner Angelegenheiten keineswegs."

„Zweimalhundert und fünfzigtausend Franken, beinahe Alles, was ich besaß!"

„Ah! das ist schrecklich von ihm."

„Sagen Sie lieber, es ist ein Diebstahl, eine

schändliche Schurkerei!" rief August, entrüstet über Frau Destivals Kaltblütigkeit, „und wissen Sie nicht, Madame, wohin er seinen Weg genommen hat?"

„Ich weiß gar nichts, mein Herr, ich bin niedergebeugt, vernichtet wie Sie!"

„Madame, Ihr Mann richtet mich zu Grunde."

„Sie sehen mich trostlos darüber, mein Herr, allein was kann ich machen?"

„Madame, ich glaube, daß dieser Vorfall Ihnen selbst große Unannehmlichkeiten zuziehen kann."

„Mein Herr, ich habe nichts mit Herrn Destivals Gläubigern zu schaffen: unsere Güter waren ausgeschieden. Diese Wohnung ist unter meinem Namen gemiethet worden, Alles, was darin ist, gehört mir. Ist es meine Schuld, wenn Herr Destival schlechte Spekulationen gemacht hat? Ist es das erste Mal, daß so Etwas vorkommt? Bin ich nicht am meisten zu beklagen? Er nahm mein Heirathsgut mit, mein Herr, und gewiß ist das Mobiliar, das mir bleibt, nicht so viel werth. Uebrigens thun Sie, was Sie wollen, mein Herr, verfolgen Sie mich, betten Sie mich auf Stroh, wenn es Sie darnach verlangt."

August antwortet nichts, sondern geht schnell fort, die Schurkerei des Geschäftsmanns verfluchend.

Bertrand kommt zurück, ohne die Spuren des Flüchtigen entdeckt zu haben; drei Tage hintereinander zog er deßhalb aus, während August ebenfalls alle möglichen Nachforschungen anstellt: es schien jedoch gewiß, daß sich Destival bereits außerhalb Frankreich befinde; mehr war nicht über ihn zu erfahren.

August suchte seine Heiterkeit zurückzurufen, um diesen Streich des Schicksals mit Gleichmuth zu ertragen. Bertrand hütete sich in diesem Augenblicke wohl, seinem Herrn Vorstellungen zu machen; er fühlte, daß die Zeit schlecht gewählt wäre. Als jedoch jede Hoffnung verschwunden war, die Spuren des Schurken zu entdecken, der mit Dalville's Vermögen durchgegangen war, dachte Bertrand an die kleine Schuld des Marquis von Cligneval und erlangte von August die Erlaubniß, sie einzuziehen.

Bertrand ging in dessen Wohnung und fragte nach dem Marquis.

„Er wohnt nicht mehr hier," sagte der Portier.

„Und wo wohnt er jetzt?"

„Er ist in's Bad gereist."

„Und in welches Bad, Donnerwetter!"

„Meiner Treu', das hat er nicht gesagt."

Bertrand ist wüthend; fluchend kommt er zurück und bringt August diese Nachricht, der sie ziemlich ruhig aufnahm.

„Wie, mein Lieutenant, man bringt Sie wieder um hundert Louisd'or und Sie werden nicht zorniger?"

„Meiner Treu', mein Freund, wenn man zu Grunde gerichtet ist, so braucht man sich wegen hundert Louisd'or mehr oder weniger keinen Kummer zu machen."

„Es reichte doch einige Zeit ... dieser verdammte Marquis ... ich dachte es gleich."

„Ich werde ihn wiederfinden."

„Er wird Sie nicht bezahlen."

„Bertrand, Du mußt meine Kasse nachzählen, damit ich weiß, wie viel mir übrig bleibt."

„Das wird bald geschehen sein, mein Lieutenant."

Traurig ging Bertrand zu dem Sekretär und brachte seufzend eine Uebersicht des Zustandes ihrer Finanzen.

„Achtzehntausend sechshundert und vierzig Franken," sagte August, die Hauptsumme ablesend, „wahrhaftig, ich dachte nicht, daß ich noch so reich sei."

Die hundert Louisd'or vom Marquis, nebst dem, was Ihnen noch mehrere andere Ihrer Freunde schulden, habe ich nicht mitgerechnet."

„Ich glaube, Du thatest wohl daran. Aber ich muß auch wissen, was ich schuldig bin: laß meinen Schneider, Schuster und Sattler rufen und bezahle sodann ihre Rechnungen; als ich reich war, durfte ich Schulden haben, wenn man jedoch kein Vermögen mehr hat, darf man sich nicht erlauben, Schulden zu machen."

„Sie sprechen wie der große Türenne, mein Lieutenant! Morgen sollen alle Schulden bezahlt werden."

Nachdem dieß geschehen war, blieben August noch sechstausend vierhundert Franken. „Rechnen wir hiezu ein schönes Mobiliar, Wein im Keller, so kann man mit Ordnung und Sparsamkeit schon die Schlappe aushalten," meinte Bertrand.

„Von dieser Summe, Bertrand, mußt Du jetzt

noch hundert Thaler abziehen, die ich für eine hübsche Weißnätherin zu zahlen versprach, welcher ein barbarischer Gerichtsdiener die Möbeln mit Beschlag belegen wollte; zweihundert Franken leihe ich Virginien und zehn Louisd'or brauche ich zu Bracelets, die ich diesen Abend kaufe."

Beinahe hätte Bertrand die Feder verschluckt, die er im Munde hielt. „Mein Lieutenant!" rief er aus, „Sie bedenken nicht, bald wird Ihnen nichts mehr bleiben."

„Höre, mein Freund, ich hatte das Alles zu geben versprochen, als ich noch reich war; soll ich nun meine Versprechungen nicht halten, weil ein Schurke mich zu Grunde richtet? Du wirst das selbst nicht wollen, doch ich schwöre Dir, es sind dieß meine letzten Thorheiten. In Zukunft will ich die Gesetztheit selbst sein. Und dann bedenke doch überdieß, daß wir noch den Erlös vom Verkauf meiner beiden Pferde und meines Cabriolets haben werden, denn ich darf nun keinen Wagen mehr halten; ich muß mein Hauswesen vermindern, Tony verabschieden und zu Fuß gehen. Das bekümmert Dich, Bertrand?"

„Für Sie, mein Lieutenant."

„Ei, mein Freund, ich befinde mich vielleicht um so besser. Bewegung ist zur Gesundheit nothwendig, ich hörte Dich das schon hundert Mal sagen. Glaubst Du, die Leute, die zu Fuß gehen, seien nicht eben so viel werth, als die in prächtigen Wägen einherfahren?"

„Ach, mein Lieutenant, Sie werden mich nicht für so einfältig halten."

„Nun denn, mein Freund, warum also bedauern, was man so gut entbehren kann. Hat man mit Geld nicht immer Wagen oder Cabriolet zu seinen Befehlen, ohne daß man Pferde und einen Jokey zu erhalten braucht? Wahrhaftig! ich begreife gar nicht, warum ich ein Cabriolet hatte."

„Aber glauben Sie nicht, daß Ihr Cabriolet viel zu der Zärtlichkeit beitrug, welche die Grisetten, die zu Ihnen kamen, damit Sie dieselben in ihren kleinen Betrübnissen trösteten, die großen Damen, deren Eroberung Sie machten, für Sie an den Tag legten?"

„Das wäre ein Grund weiter, es nicht zu bedauern. Ich werde jetzt das Herz dieser Damen kennen lernen, ich werde nun sicher sein, nur um meiner selbst willen geliebt zu werden, und ich fürchte dann wenigstens nicht, wenn ich über eine junge Schönheit triumphire, wenn ich über einen Nebenbuhler den Sieg davon trage, den mir gewordenen Vorzug meinem Reichthum verdanken zu müssen."

„Sie sind auf dem besten Wege, einzusehen, daß Ihnen der Schurke Ihr Vermögen zu Ihrem Besten gestohlen hat, mein Lieutenant."

„Wahrhaftig! wer weiß? Habe ich denn im Ganzen so unrecht, die Sache von der guten Seite zu nehmen?"

„Nein, gewiß nicht; es gibt viele Leute, die einem solchen Fall keine gute Seite abgewinnen könnten, doch kurz, verzeihen Sie mir meine Besorgnisse... was Sie noch besitzen, wird nicht ewig währen, trotz aller Oekonomie, mit der wir bei unsern Ausgaben

zu Werke gehen mögen, und alsdann, mein Lieutenant, was machen Sie alsdann? Denn von seinem guten Humor allein kann man nicht leben."

„Nun, in Gottes Namen! alsdann werden wir ja sehen, mein lieber Bertrand. Ich habe einige Talente: wohlan, ich werde sie anwenden und arbeiten."

„Sie arbeiten, mein Herr?" rief Bertrand und wandte sich ab, um eine Thräne zu trocknen.

„Warum nicht, mein Freund?"

„Weil Sie es nicht gewohnt sind, weil es Ihnen zu hart erscheinen würde, kurz, weil ich es nicht litte und ... doch sprechen wir nicht mehr davon, Sie haben recht, es ist besser, man macht sich lustig. Wer weiß, ob wir unsern Dieb nicht vielleicht wiederfinden."

„Recht so, mein lieber Bertrand, geh', man muß immer hoffen; man ist deßhalb nicht ärmer und befindet sich besser dabei."

Damit ging August fort, um sich bei einer kleinen Weißnätherin zu zerstreuen, und Bertrand steigt hinab, um Strack das Leben des großen Türenne vorzulesen.

---

## Viertes Kapitel.

### Gesellschafts-Scenen.

Das Cabriolet war verkauft, der kleine Jokey hatte eine andere Stelle gefunden. Seit Madame St. Edmond sah, daß ihr Nachbar seinen Haushalt einschränkte, würdigte sie ihn keines Blickes mehr und ging an ihm vorüber, sogar ohne ihn zu grüßen. Ber-

trand war entrüstet über die Unhöflichkeit der Nachbarin. August lachte darüber und sagte: „Jetzt bin ich gewiß, daß mich dieses Weib nie geliebt hat und es ist immer gut, wenn man seine Leute kennt."

Bertrand brummte jedoch leise: „Mag sie noch einmal ihren Pudel verlieren: wenn ich ihn finde, so werde ich ihm einen Posten geben, von dem er nicht wiederkehrt."

August fuhr fort, seine Zerstreuungen in der Gesellschaft zu suchen und da diese Zerstreuungen gewöhnlich theuer zu stehen kommen, so gab er unter dem steten Vorsatze, solid zu sein, weit mehr aus, als er sollte; er hält sich für gesetzt, weil er, statt in einem Abend fünfzig Louisd'or zu verlieren, nur fünfzig Thaler verliert; weil er, statt zwei Logen im Theater zu miethen, sich mit Billeten an der Kasse begnügt, und, statt sein Cabriolet zu halten, in Miethkutschen fährt. Allein diese Ausgaben sind noch viel zu bedeutend für den, der nur ein schwaches Kapital und keine Einkünfte besitzt. Bertrand sah mit Schrecken, daß ihre Fonds nicht so lange dauern werden, als er hoffte; er wagte es nicht, August darüber Vorstellungen zu machen, allein er sagte oft zu ihm: „Lassen Sie uns doch das schöne Milchmädchen besuchen, mein Herr, und den kleinen Coco, den Sie so sehr lieben, das wird Sie zerstreuen; wir bringen einige Tage in dem Dorfe zu, wo die Zerstreuungen weniger kostspielig sind als in Paris."

August zögerte stets; er verschwieg Bertrand den Beweggrund, der ihn vom Besuche in Montfermeil

abhielt; allein er fühlte sich beklommen bei dem Gedanken, daß er für das Kind nicht mehr so viel thun könne, als er gehofft hatte; er glaubte, das von ihm Zurückgelassene sei bereits verwendet, und gewohnt, den Bewegungen seines Herzens zu folgen und reichlich zu geben, seufzte er bei dem Gedanken, daß er genöthigt sei, seine Wohlthaten zu berechnen. Dieser Kummer ist der lebhafteste, den er bisher über den Verlust seines Vermögens empfunden hat.

Nach sechswöchentlicher Abwesenheit kamen Herr und Frau von Thomassinière wieder nach Paris zurück. Ihr Hotel war auf's Neue ein Stelldichein für Leute, die gute Diners, Abendgesellschaften und Bälle lieben, und Marquis, Stutzer, Elegants, Dichter und Finanzmänner hüteten sich wohl, mit Thomassinière von der Mutter Thomas zu sprechen, und dieser sagte, sich die Hände reibend: „Das ist vergessen, man denkt nicht mehr daran, es hat mir nicht den geringsten Schaden gebracht; gleichwohl that ich ganz wohl daran, sechs Wochen in England zu verweilen, dadurch kam die Sache aus dem Gedächtnisse."

Hierin irrte sich Thomassinière: der Besuch der Madame Thomas war nicht vergessen, allein so lange er reich ist, so lange er schöne Feste und große Gastmahle gibt, wird man fortfahren, sein Haus zu besuchen und ihn zu empfangen; hört er aber auf, reich zu sein, so wird ihn Jeder so finden, wie er ist: als einen großen Dummkopf, als eine sehr gemeine Person. Demnach hatte er seine Reise nach England gar nicht nöthig. Freilich sah er das Alles nicht ein.

Destivals Flucht erregte Aufsehen. Man sprach bei Thomassinière davon. „Ich war gewiß," rief dieser, „daß es mit diesem Menschen ein schlechtes Ende nehmen würde. Er hielt sich für eben so talentvoll als ich bin, er wollte eben so reich werden als ich... als wenn meine Fähigkeiten Jedem zu Theil geworden wären. Man speiste sehr schlecht bei ihm: schlechte Speisen, schlechte Weine, und er bildete sich ein, er gebe Diners wie die meinigen. Ich sagte hundert Mal: dieser Mensch wird sich zu Grunde richten, und in der That, es fehlte nicht."

„Seine Frau war zu kokett," sagte Athalie, „sie wollte jede Mode mitmachen... Cashemirs tragen... sie hatte meine Nätherin genommen!"

„Ihre Nätherin hat sie genommen, Madame?" schrie Thomassinière. „Sie werden zugeben, daß das ein Unsinn war. Diese Leute hatten den Kopf verloren, Ihre Nätherin zu nehmen... die Frau eines kleinen Geschäftsmannes!"

„Sie ist jedoch fortwährend in Paris," fiel der Marquis von Cligneval ein, der bei diesem Gespräch gegenwärtig war; „ich sah sie vor einigen Tagen in einem Boghey und eleganter als je."

„Bah! wahrhaftig?" sagte der Spekulant; „sie war sehr elegant? In der That, sie hatte mehr Verstand als ihr Mann. Es scheint, die Geschäfte desselben sind ihr fremd... sie wird im Voraus ihre Maßregeln genommen haben... sie that wohl daran, gewiß, man kann sie nicht tadeln."

Diese Unterhaltung wurde durch die Ankunft Dalville's unterbrochen, der seit der Rückkehr von England noch nicht bei Thomassinière war.

„Ah, Herr Dalville ist es!" rief der Spekulant, dem jungen Mann freundlich entgegengehend, während der Marquis Augusts Hand ergriff und ausrief: „Wie sehr freut es mich, daß ich Sie sehe, mein liebenswürdiger Freund! Bei Gott, ich nahm mir vor, Sie dieser Tage zu besuchen... ich sagte mir: man sieht ihn nicht mehr, was Teufels treibt er?"

„In der That," sagte Athalie, indem sie August lieblich zulächelte, „Sie eilten nicht sehr, uns in den zehn Tagen, die wir aus England zurück sind, zu besuchen. Das ist sehr bös; Sie wissen doch, wie freundschaftlich wir Ihnen zugethan sind."

„Sie sind zu gütig, Madame," versetzte August und nahm neben der Modedame Platz, „allein ich hatte Geschäfte. Sie vernahmen ohne Zweifel, daß Destival ..."

„So eben sprachen wir davon," fiel Thomassinière ein, „und ich sagte zu meinem Freund, dem Herrn Marquis, daß sein Durchgehen mich durchaus nicht gewundert habe. Ich glaube sogar, daß ich es vorhergesagt hatte."

„Es ist wahr, Sie sagten mir das," versetzte der Marquis, „ich aber gestehe, daß mir solche Dinge immer nahe gehen ... Bankerott machen, das Geld Anderer mitnehmen, das ist abscheulich! Mag man mit dem Seinigen durchgehen, so lang man will, bei Gott, das macht nichts; aber Personen betrügen,

die ihr Vertrauen in uns gesetzt haben, die uns ihre Geschäfte zu führen übertragen ... o, das werde ich nie verzeihen."

„Ich ebenfalls nicht!" rief Thomassinière aus; „ich werde nie Jemand verzeihen, daß er schlechte Geschäfte macht. Ich gehe noch weiter, ich werde ihn nicht in meinem Hause empfangen! O, von dem Augenblick an, wo euer Credit sinkt, schönen guten Abend, bleibet zu Hause... das ist mein Grundsatz, weil man überhaupt rechtschaffen sein muß, wie der Marquis sagt, und mit reichen Leuten ist man nie compromittirt."

Dalville lächelte über die Wärme, mit der diese Herren ihre Liebe zur Rechtschaffenheit vertheidigten und nahm nach einer Weile wieder das Wort: „Wissen Sie, was Destival mir mitgenommen hat?"

„Nein," sagte Thomassinière; „sollte er Sie auch d'ran gekriegt haben? Ich hielt Sie für zu fein, um sich hintergehen zu lassen, Herr Dalville."

„Ei, mein Herr, in Geschäftssachen sind die Feinsten gewöhnlich die Dümmsten! Es gehört kein grosser Verstand dazu, um sich zu bereichern, wahrhaftig, davon liefert die Welt uns täglich den Beweis."

„Herr Dalville scherzt immer," bemerkte Athalie lächelnd, während Thomassinière leise zum Marquis sagte: „Der junge Mann da versteht nichts von den Geschäften. Es thut mir leid um ihn."

„Und wie viel hat Ihnen der Schurke mitgenommen?" fragte der Marquis.

„Zweimalhundert fünfzigtausend Franken."

„Pest!“ rief Thomassinière; „das ist ja eine ganz runde Summe. Zweimalhundert fünfzigtausend Franken! Man muß auf starken Füßen stehen, um einen solchen Verlust zu ertragen.“

„Meiner Treu', ich ertrage ihn so gut ich kann. Jetzt gilt es, seine Philosophie zu Hülfe zu rufen.“

„Ich verstehe, das heißt, Sie sind noch sehr reich.“

„Durchaus nicht, im Gegentheil, es bleibt mir nichts übrig: Destival nahm mein ganzes Capital mit, und in einigen Monaten werde ich mich auch mit Gewinnung eines Vermögens beschäftigen müssen.“

Das Gesicht Thomassinières zog sich in die Länge, das des Marquis ward unruhig; Athalie allein schien an Augusts Lage Antheil zu nehmen.

„Wie, in der That, Herr Dalville,“ sagte sie, „der abscheuliche Mensch hat Sie zu Grunde gerichtet?“

„Ja, Madame, die Sache ist nur zu gewiß.“

„Und Sie nehmen das so ruhig hin?“

„Würde ich mein Geld wieder erhalten, wenn ich verzweifelte?“

„Gewiß,“ sagte der Marquis, „die Philosophie ist eine schöne Sache: sie hilft die Unfälle ertragen, sie stellt uns über das Mißgeschick, und ... aber, mir fällt so eben ein, daß man mich irgendwo zu einem welschen Huhn mit Trüffeln erwartet; ich habe versprochen, mich beim Anfang dabei einzufinden und ein Ehrenmann kennt sein Wort. Auf Wiedersehen, meine lieben Freunde.“

Der Marquis stand auf und wollte den Salon verlassen, als Dalville auf ihn zuging und ihm in's Ohr sagte: „Verzeihung, mein lieber Herr von Cligneval, allein Sie haben meine kleine Forderung von hundert Louisd'or vergessen: wenn ich mir erlaube, Sie daran zu erinnern, so werden Sie überzeugt sein, daß ich es nur thue, weil ich genöthigt bin, meine Gelder zu ordnen."

„Ach, mein lieber Freund, was sagen Sie mir da? Bei Gott, das war mir ganz aus dem Sinn gekommen."

„Sie wollten es mir in derselben Woche wieder zurückgeben, und da es schon über zwei Monate ist, so dachte ich, Sie werden wahrscheinlich diese Kleinigkeit vergessen haben."

„Gänzlich vergessen, mein Freund, gänzlich; ich habe nur für wichtige Dinge ein Gedächtniß, und hundert Louisd'or, fühlen Sie wohl, sind eine Lumperei; schicken Sie zu mir."

„Man hat mir in Ihrer vorigen Wohnung Ihre Adresse nicht gegeben."

„Ach! es ist wahr, ich bin wirklich ein Zugvogel. Ich werde es Ihnen schicken, das wird das Beste sein. Allein man erwartet mich, das welsche Huhn muß aufgetragen sein... es ist ein Männerfrühstück und ich versprach, pünktlich zu sein... ich halte viel auf mein Wort."

„Ich kann also darauf rechnen, daß Sie bald..."

„Ja, spätestens Morgen werden Sie von mir hören. Adieu. Verzeihung, wenn ich Sie so schnell

verlasse; allein ein welsches Huhn mit Trüffeln erlaubt nicht den geringsten Verzug."

Damit entledigte sich Herr von Cligneval, der viel auf sein Wort hält, wenn es sich um ein Frühstück oder ein Mittagessen handelt, seines Gläubigers, und entrinnt aus dem Salon; da es jedoch nicht zu seinen Wünschen gehört, Dalville öfters bei seinem Freund Thomassinière zu treffen, so läßt er vom Vorzimmer aus Letzterem durch einen Bedienten leise sagen, der Marquis von Cligneval habe ihm Etwas im Geheimen mitzutheilen.

Der Diener besorgt den Auftrag. Thomassinière beeilt sich, mit dem Herrn Marquis zusammenzutreffen, dessen sehr unterthäniger Diener zu sein er sich überglücklich schätzt.

„Was wollen Sie von mir, mein lieber Marquis? Ich stehe zu Befehl!" rief der Emporkömmling.

„Pst, wir wollen in Ihr Cabinet gehen, mein Freund; Dalville glaubt, ich sei fort... ich möchte nicht, daß er mich im Weggehen hier träfe."

Man ging in Thomassinière's Arbeitszimmer und hier schien der Marquis zu zaudern und ungewiß, ob er sprechen solle.

„Sie sehen mich in einer großen Verlegenheit," sagte er endlich zu Thomassinière, der in unterwürfiger Haltung der Mittheilung wartete.

„In Verlegenheit, Sie? Kann denn ein Marquis je in Verlegenheit sein? Gehen Sie, Sie scherzen."

„Nein, mein Freund, nein! Ei, mein Gott, weil man in hohem Range geboren ist, weil man in ei-

nigem Ansehen steht und weil man Einfluß hat... glauben Sie, daß man darum weniger Mensch und nicht ebenso allen von der Natur uns zugetheilten Schwächen unterworfen ist?"

„Gewiß, Herr Marquis, ich ..."

„Ei, mein Gott! es ist Keiner besser als der Andere. Was ist in den Augen Verständiger eine etwas mehr oder minder edle Herkunft? Was mich betrifft, so erkläre ich Ihnen, daß ich Sie nicht höher schätzen würde, selbst wenn Sie ein Herzog wären."

„Sie sind zu artig, Herr Marquis."

„Nein, ich bin offenherzig, das ist Alles."

Thomassinière sann nach, wie diese Unterredung den Marquis zu dem welschen Huhn mit Trüffeln führen könne, das seiner wartete, als Herr von Cligneval fortfuhr: „In Betreff Dalville's wollte ich im Geheimen mit Ihnen reden. Der junge Mann ließ sich anführen wie ein wahrer Dummkopf."

„Wie ein wahrer Dummkopf, Herr Marquis."

„Er hatte eine Sicherheit, eine Süffisance! Er wollte von Niemand einen Rath annehmen, er glaubte, seine Angelegenheiten leiten zu können; das erregt Mitleiden."

„All' sein Geld diesem Destival anzuvertrauen! da mußte man den Kopf verloren haben."

„Ueberdieß, Herr Marquis, komme ich auf meine Grundsätze zurück: ich werde nie einem Manne verzeihen, daß er sich bestehlen läßt."

„Und Sie haben recht; mag er Andere bestehlen, das heißt, sich über Andere lustig machen, o, meinet-

wegen, das ist Feinheit, Takt! Doch kurz, Dalville ist nun so in einer häßlichen Lage ..."

„Das habe ich mir gedacht, als er mir sagte, er besitze nichts mehr."

„Wenn er wenigstens einen gewissen Rang, Titel hätte, womit man zu Allem gelangt..."

„Ja, kurz, wenn er adelig wäre."

„O! alsdann könnte er sich aus der Sache ziehen, so wie man aber nicht von Adel ist, muß man reich sein."

„Gewiß, das sind ganz meine Grundsätze."

„Und das paßt in das System der Gleichheit und Philosophie, das ich Ihnen so eben auseinander setzte. Ich interessirte mich für diesen Dalville, allein meine Freundschaft für Sie geht vor Allem, deßhalb glaube ich Ihnen nichts verbergen zu dürfen."

„Verbergen Sie mir nichts, Herr Marquis."

„Wissen Sie, was er mir so eben ganz leise sagte, als ich aus dem Salon gehen wollte?"

„Nein, ich weiß nichts davon."

„Sie haben kein Wort gehört?"

„Kein Wort."

„Nun gut, mein Lieber, er wollte Geld von mir entlehnen."

„Geld von Ihnen entlehnen?"

„Ja, mein Lieber: wahrlich, ich gestehe Ihnen, daß mir das ein wenig leichtsinnig von ihm schien."

„Wie, leichtsinnig? Sie sind sehr gütig, Herr Marquis, es ist mehr als leichtsinnig."

„Erstens kenne ich ihn nicht genug, um ..."

„Und wenn Sie ihn sogar sehr gut kennen würden! Leiht man denn Jemanden Geld, der zu Grunde gerichtet ist und es uns in's Gesicht sagt? Ich, der ich ihn besser kenne als Sie, ich würde ihm keines leihen."

„Sodann gehört es zum schlechtesten Ton, bei Jemand im Hause eines Dritten Geld entlehnen zu wollen."

„Das ist ein entsetzlicher Ton."

„Konnte er nicht ganz einfach zu mir kommen, einen andern Augenblick abwarten? Aber nein, er packte mich in Ihrem Salon. Ich mußte ihm versprechen, ihm Etwas zu borgen, sonst hätte er mich gar nicht fortgelassen."

„Das ist wahr, ich habe es bemerkt, und Sie hatten ihm doch deutlich gesagt, daß Sie bei einem welschen Huhn mit Trüffeln erwartet werden, und es scheint mir, eine solche Betrachtung hätte ihm Stillschweigen auferlegen sollen."

„Sie können sich denken, wenn er auf diese Art von Jedem, den er in Ihrem Salon trifft, Geld entlehnen will, daß das Sie in eine falsche Stellung bringen und einen großen Theil Ihrer Bekannten aus Ihrem Hause vertreiben wird, weil ich weiß, daß man in der Welt nichts mehr scheut, als sich um Gelddarlehen ansprechen zu hören."

„Ach, mein Gott!" rief Thomassinière, mit großen Schritten in seinem Cabinet auf und ab gehend, „ein solcher Mensch wäre ja eine wahre Pest, eine Geißel. Ich glaube, lieber würde ich noch Madame Thomas kommen sehen."

„Ich versichere Sie, mein Freund, es würde Ihnen weniger nachtheilig sein."

„Seien Sie ruhig, ich werde dafür sorgen. O! ich schlage einen Umweg ein; gleich morgen erhält mein Schweizer meine Befehle: für Herrn Dalville werden wir nie zu Hause sein. Sie verstehen wohl, nie."

„Thun Sie, was Sie für passend erachten, mein Freund! Es thut mir recht leid für den jungen Mann, den ich sehr liebte ... allein ich mußte Sie doch davon in Kenntniß setzen."

„Ach! Herr Marquis, Sie haben mir da einen wichtigen Dienst geleistet... einen Dienst, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Wenn ich Jemand bei mir empfinge, der Geld von meinen Bekannten borgen wollte! Bedenken Sie, daß er erst seit einigen Tagen zu Grunde gerichtet ist, und was wird er dann in einiger Zeit machen, wenn er jetzt schon entlehnt? Man kann nicht wissen, wohin das noch führen wird."

„Ich setzte Sie in Kenntniß... ich that, was die Ehre mir gebot, jetzt will ich ein Wort mit dem fraglichen welschen Huhn sprechen. Adieu, mein Freund."

„Ich hoffe, Herr Marquis, daß Sie morgen mit uns speisen werden. Ich versichere Sie, Sie werden Dalville nicht bei mir treffen."

„In diesem Fall bin ich dabei, denn Sie fühlen wohl, daß es peinlich ist, dem Unglück seine Börse verschließen zu müssen; aber mit dem besten Willen

von der Welt kann man doch nicht Alles hergeben, was man hat. Auf morgen denn, mein lieber Thomassinière."

„Ihr ganz gehorsamer Diener, Herr Marquis."

Als der Marquis fort war, ging Thomassinière mit sich zu Rathe, ob er wieder in den Salon zurückkehren solle. Er entschloß sich endlich dazu und dachte sogar, es sei seine Pflicht, daß er damit beginne, Dalville ein unfreundliches Gesicht zu machen, damit denselben nicht die Lust anwandle, die Weisung, die er seinem Schweizer zu geben dachte, zu übertreten.

Dalville war mit Athalien allein geblieben. Während jedoch die Modedame den jungen Mann beklagte und ihn versicherte, daß sie Theil an seinem Unglück nehme, fiel ihr ein, daß man diesen Abend ein neues Stück im Theater Français gebe und sie rief: „Ich kann nicht umhin, es heute zu sehen. Haben Sie eine Loge gemiethet, Herr August?"

„Ich miethe keine Logen mehr, Madame," versetzte Dalville; „ich nehme mein Billet bescheiden an der Kasse. Oft gehe ich sogar auf den letzten Platz, ohne je mehr an einen Sitz auf dem prächtigen Proscenium zu denken."

„Sie gehen auf den letzten Platz!" ruft Athalie aus, indem sich ihre Züge verdüstern. „Pfui, welche Schande!"

Einige Augenblicke nachher bemerkte die junge Kokette, daß Dalville's Stiefel einige leichte Kothflecken hatten. „Wie, mein Herr," rief sie, „Sie, den

ich immer in so vollkommener Fußbekleidung sehe, Sie haben heute Flecken erhalten. Wahrhaftig, daran erkenne ich Sie nicht."

„Madame, auch das ist eine Folge meines Mißgeschicks. Als ich noch ein Cabriolet hatte, war es mir leicht, immer vollkommen glänzende Stiefel zu haben; wenn man jedoch zu Fuße geht, muß man darauf gefaßt sein, etwas weniger untadelhaft in seiner Toilette zu erscheinen."

„Wie! Sie haben Ihr Cabriolet nicht mehr?"

„Nein, Madame, ich habe es abgeschafft, wie auch meinen kleinen Jokey; ich behielt nur meinen treuen Bertrand, der mir mehr Freund als Diener ist, und von einem Freund trennt man sich nicht, weil man Unglück hatte."

„Wie doch! Allein es ist ganz richtig, was Sie da sagen," antwortete Athalie und trat vor einen Spiegel, um ihre Haarlocken zu ordnen. „Ach, mein Gott! wie blaß bin ich heute; man fürchtet sich ja vor mir... ich werde wieder meine Nervenübel bekommen, ich fühle es."

In diesem Augenblick trat Thomassinière wieder in den Salon, wobei er sich eine wichtigere Miene gab, bedeutender auftrat und bereits die Stirne runzelte, aus Furcht, man möchte Geld von ihm entlehnen wollen.

„Wer ließ Sie denn hinausrufen, mein Herr?" fragte Athalie, indem sie fortwährend in den Spiegel sah.

„Madame, es war eine Person, die mir eine sehr

wichtige Nachricht mitzutheilen hatte und nicht eintreten wollte, weil sie wußte, daß ich Besuch habe; denn es ist gewiß, wenn man immer Besuch hat, das genirt und ich will es so einrichten, daß ich Niemand empfange, wenn ich in meinem Zimmer bin."

„Wahrlich, Herr von Thomassinière," sagte August lachend, „ich würde es noch besser machen: ich würde einer Dame meiner Bekanntschaft nachahmen, die, wenn sie sich noch nicht ihr Roth, Weiß und Blau aufgelegt und ihre Verschönerungsversuche noch nicht beendigt hatte, selbst zur Thüre hinausrief: ‚Ich bin nicht zu Hause.'"

„Ach, das ist sehr komisch," sagte Athalie, „aber ich fühle mich unwohl... ich will mich auf mein Canapé werfen."

Damit entfernte sich die Modedame, August leicht mit dem Kopfe zunickend, und Thomassinière fuhr fort, mit gerunzelter Stirne im Salon auf und ab zu gehen.

„Nun, wie stehen die Geschäfte, Herr von Thomassinière?" fragte August, sich auf seinem Stuhle schaukelnd, während der Emporkömmling sich nicht zu benehmen wußte.

„Die Geschäfte, mein Herr?... Aha, Sie wollen sagen, die Spekulationen!"

„Sie verdienen immer viel Geld?"

„Ja, mein Herr, gewiß, man muß Geld verdienen, das ist eine Pflicht, dazu ist man geschaffen."

„Bei Gott, Sie müssen mich Ihr Geheimniß auch lehren, denn ich habe nur verstanden, Geld aus-

zugeben und ich muß mich jetzt doch ändern: ich muß mich ebenfalls mit Reichwerden beschäftigen ... ich glaube, in dieser Hinsicht kann ich mich an Niemand besser wenden als an Sie."

In der Ueberzeugung, daß dieß nur eine Einleitung von August ist, um Geld von ihm zu entlehnen, stellte sich Thomassinière, als habe er ihn nicht verstanden, sah in seine Brieftasche und sagte: „Es fehlen mir noch dreißigtausend Franken zum Ankauf von Zielern, die man mir angetragen hat ... dieß ist ein prächtiges Geschäft. Ich weiß zwar wohl, daß ich diese Summe leicht fände und ich dürfte nur den Mund öffnen, nur meinen Namen sagen, allein es ist mir widerlich, weil ich es nicht leiden kann, zu Jemanden meine Zuflucht nehmen zu müssen, und wäre es nur auf eine Stunde! ... Ah! ich habe eine außerordentliche Delikatesse in diesem Artikel."

Eine Zeit lang belustigte diese Komödie August, endlich sagte er: „A propos, Herr von Thomassinière, wie befindet sich Ihre Frau Mutter? die liebe Madame Thomas, deren Ankunft Ihnen das letzte Mal, wo ich bei Ihnen speiste, so viel Vergnügen machte?"

Der Emporkömmling erröthete, biß sich in die Lippen und stammelte: „Mein Herr, sie befindet sich sehr wohl; sie muß sich wohl befinden; aber seit ich in England gewesen bin, gewiß, da hat man an Anderes zu denken. Und, ach Gott! es fällt mir ein, ich habe drei Briefe nach London zu schreiben: drei Mylords erwarten Nachrichten von mir ... wie leichtsinnig ich bin! Herr Dalville, ich kann nicht

länger bleiben: meine Geschäfte rufen mich und die Geschäfte gehen vor Allem."

Mit diesen Worten ging Thomassinière schnell hinweg, ohne August zu grüßen, und ließ diesen allein im Salon.

„Der Dummkopf!" sagte Dalville, nach seinem Hute greifend, „glaubt er denn, ich hätte die Veränderung in seinem Wesen nicht bemerkt, seit er weiß, daß ich zu Grunde gerichtet bin... und Athalie, sie hatte ich für gefühlvoller gehalten. Doch, was läßt sich von einer Frau erwarten, welcher Putz und Vergnügen Alles sind! Und das ist die Welt, worin Jeder glänzen will, deren Beifall man zu erringen strebt und mit welcher man einen Theil seines Lebens zubringt! Sind denn alle diese Leute da wohl des Bedauerns werth, wenn man sich von ihnen ausscheidet?"

Dalville verließ das Hotel Thomassinière's mit dem Vorsatz, dasselbe nicht wieder zu betreten.

---

## Fünftes Kapitel.

### Der fünfte Stock.

„Mein Lieutenant," sagte Bertrand eines Morgens zu Dalville, „wir haben Etwas in unsern Reformen vergessen, aber die Zeit des Quartals erinnert mich daran: ich meine die Wohnung. Sie werden zugeben, mein Lieutenant, daß eine Wohnung für fünfzehnhundert Franken für unser Budget zu

stark ist, wo das Soll immer fortläuft, während das Haben noch ganz jungfräulich ist."

„Du hast recht, Bertrand, wir müssen aufkündigen."

„Als ich gestern mit Strack davon sprach, sagte er mir, ein Engländer würde unsere Wohnung auf der Stelle nehmen, wenn wir dieselbe verlassen wollten; ich glaube daher, mein Lieutenant, es wäre das Klügste, sogleich auszuziehen..."

„Thue, was Du willst, Bertrand."

„Um so mehr, da gerade im fünften Stock eine Junggesellenwohnung frei ist, die uns anstehen könnte: zwei Zimmer und ein großes Cabinet, wenn es Ihnen nicht entgegen ist, in diesem Hause zu bleiben."

„Und warum? Muß ich denn über meinen Vermögenswechsel erröthen? Ich bin von Schurken betrogen worden, habe aber Niemand betrogen... wir gehen vier Stockwerke höher hinauf; miethe die Junggesellenwohnung."

„Gut, mein Lieutenant! morgen ziehen wir ein; ich besorge Alles. Man braucht keine Wagen zu bezahlen, das ist wieder eine Ersparniß."

Bertrand war es sehr lieb, daß man im Hause seines Freundes Strack blieb, und am nächsten Morgen, sobald Dalville ausgegangen war, brachte er mit dem Portier die Möbel vom ersten in den fünften Stock. Da man jedoch den Inhalt von sechs großen Zimmern nicht in zwei kleine bringen kann, so ließ man Alles, was man für Luxus hielt, in der alten Wohnung zurück, und der neue Miethsmann

kaufte es, wodurch Bertrands Kasse zu rechter Zeit eine ansehnliche Verstärkung erhielt.

Als August nach Hause kam, blieb er aus Gewohnheit im ersten Stock stehen und klingelte, wartete aber vergebens auf Einlaß. Jetzt fiel ihm ein, daß er nicht mehr hier wohne und stieg die Treppen hinauf; aber unwillkürlich entfuhr ihm ein Seufzer und bei seinem Eintritt in die neue Wohnung preßte ihm der enge Raum derselben, die Dächer, die ihm an jedem Fenster in's Auge fielen, einen neuen Seufzer aus. Man ist Mensch, ehe man Philosoph wird, und was man durch Nachdenken sich aneignet, das besiegt nicht so leicht die Stimme der Natur.

August bemühte sich indeß, zu lächeln, als Bertrand zu ihm sagte: „Nicht wahr, mein Lieutenant, wir sind recht gut hier? Es ist klein, aber man hat Alles bei der Hand, und dann, wozu so viele unnütze Gemächer? Denn seit wir nicht mehr reich sind, kommt beinahe Niemand mehr zu uns. Will man einen Spaziergang machen, so geht man fort. Doch hier ist die Luft besser als im ersten Stock ... und dann die Aussicht vollends, wir sehen über alle Häuser weg."

„Ja, wir brauchen nicht mehr," sagte Dalville.

Bertrand, der gewahrte, daß das Lächeln seines Herrn etwas erzwungen war, setzte schnell hinzu: „Ich habe schon dort drüben an jenem Dachfenster einen schönen jungen Mädchenkopf erblickt."

„Wo denn?" fragte August, an's Fenster eilend.

„Sehen Sie, dort, gerade gegenüber, wo das Fenster offen steht... wir können bis in den Hintergrund des Zimmers sehen, was ganz bequem ist... dort ist die Person, die ich eben gesehen hatte; sie wird bemerkt haben, daß sie ein neues Gegenüber hat, und läßt sich, scheint es, gerne begaffen."

„Sie ist wirklich hübsch, gutgewachsen, eine herausfordernde Miene, nicht wahr, Bertrand?"

„So kommt es mir gerade auch vor, mein Lieutenant."

„Sie arbeitet an einer Scheibe... eine Spitzenmacherin?"

„Ah! Sie können sich wohl denken, daß wir gerade keine Herzoginnen in den Dachstübchen sehen werden."

„Man öffnet noch ein Fenster, nebenan, siehst Du, wo Wäsche aufgehängt ist?"

„Ja, mein Lieutenant."

„Ah, Bertrand! siehst Du die hübsche Blondine?"

„Ich sehe nicht so gut als Sie, aber ich glaube, sie ist noch ein sehr junges Mädchen."

„Ich versichere Dich, sie ist reizend, noch viel schöner als die Erste, die uns immer ansieht. Gewiß, Bertrand, wir befinden uns vollkommen gut hier und diese Wohnung gefällt mir sehr."

„Nicht wahr, mein Lieutenant, sie ist hübsch?"

„Die Aussicht allein entzückt mich ... konnte ich unten alle diese hübschen Gesichtchen sehen?"

„Nicht leicht."

„Ich bin entzückt, im fünften Stock zu wohnen."

„Und ich bin entzückt, daß Sie zufrieden sind, mein Lieutenant."

Bertrand reibt sich die Hände, weil er, Augusts Schwäche schmeichelnd, diesem seine Heiterkeit wiedergegeben hat, und August, zuerst durch den Anblick der Dächer traurig gestimmt, konnte nicht mehr von seinem Fenster abkommen, weil ihn die Wohnung der beiden hübschen Frauenzimmer beschäftigte.

Die Nachbarin mit dem herausfordernden Blicke und der ungenirten Miene hatte die Augen nicht immer auf ihrer Scheibe: sie blickte nach dem jungen Elegant, der sich in einem Dachstübchen einmiethete. Obgleich nicht mehr reich, hatte August doch nichts an seiner Toilette geändert; denn die eines gebildeten Mannes ist immer dieselbe, habe er nun etwas mehr oder weniger Einkommen. Allein August hatte eine sehr gute Haltung und ausgezeichnete Manieren, und das schien die Neugierde der jungen Arbeiterin, die nicht immer so gute Gesellschaft sich gegenüber sah, zu reizen.

Bald legte sie ihre Arbeit bei Seite, ging im Zimmer hin und her, ordnete in ihren Schubladen, zündete Feuer an, sah in den Spiegel, rückte ihr Busentuch zurecht und kochte ihr Mittagessen: jede ihrer Handlungen war von einem Blick auf das Gegenüber begleitet. August, der Alles sah, was in ihrem Zimmer vorging, blieb an seinem Fenster und wiederholte von Zeit zu Zeit: „Wahrhaftig, Bertrand, es ist recht unterhaltend im fünften Stock."

Auch nach dem Fenster der hübschen Blondine

sah er wieder; aber hier beschränkte man sich auf das Abnehmen der trockenen Wäsche und schloß sodann das Fenster wieder, ohne auf den Nachbar einen Blick zu werfen. Indessen brach der Abend an und mit ihm die Stunde des Mittagessens: August verließ das Fenster und ging heiter seine fünf Treppen hinab. Abends jedoch kam er bälder nach Hause und öffnete sein Fenster, obgleich man mitten im Winter war. Er sah Licht bei seinen Nachbarinnen; die Arbeiterin hatte kleine Vorhänge, die nur bis zur zweiten Fensterscheibe hinaufreichten, und da ihr Fenster niedriger lag als das Dalville's, so reichte dessen Blick über die kleinen Vorhänge bis in das Innere des wohlbeleuchteten Zimmers: er sah das junge Mädchen von ihrem Spiegel zum Kamin gehen und von ihrem Kamin wieder zu dem Spiegel; sie schien ganz mit ihrem Häubchen und einer Kasserole beschäftigt, die sie über dem Feuer hatte.

„Denkt denn das junge Mädchen nur an ihre Küche?" sagte August zu sich selbst; „vorhin machte sie ihr Mittagessen, jetzt wahrscheinlich ihr Nachtessen: es scheint, daß es unter den Dächern nicht an Appetit fehlt; ja, Bertrand sagte mir, die Luft sei frischer. Ah! da kehrt sie wieder an ihren Spiegel zurück. Sie ist kokett, wie ich merke; doch ihr Kopfputz ist sorgfältiger als diesen Morgen... erwartet sie vielleicht Gesellschaft? Warum nicht? Darf man sich in den Mansarden nicht eben so gut belustigen als anderswo? und sollten die Reichen allein das Vergnügen haben, ihre Freunde bei sich zu empfangen? Ihre

Freunde! was sage ich da? Gerade im fünften Stock empfängt man solche; hieher kommen keine Schmeichler, Schmarotzer und Ränkeschmiede. Wahrhaftig, es ist sehr vortheilhaft, im fünften Stock zu wohnen. Ah, was sehe ich?"

August sah die junge Arbeiterin nach Zurechtsetzung ihres Häubchens ihren Schnürleib, dann ihren Unterrock ausziehen und das Hemd wechseln. Der junge Mann, die Augen unverwandt auf das Stübchen gerichtet, wiederholte mit Feuer: „Sehr hübsch, sehr hübsch! nie habe ich im ersten Stock etwas Schöneres gesehen. Ach! meine Wohnung ist unbezahlbar."

Nach beendigter Toilette trug das Mädchen ihr Nachtessen auf ein Tischchen und legte zwei Couverte zurecht. „Teufel!" sagte sich August, „die Gesellschaft, die sie erwartet, besteht nur aus einer Person und wird nicht zahlreicher sein als in den Cabineten des Kehr-Um. Einerlei; sehen wir dennoch, was geschehen wird."

Ein junger Mann in einer Jacke und mit einer Mütze von Luchspelz erschien, der mit einem Freudensprunge empfangen wurde, was der junge Mann mit einem so derben Kusse beantwortete, daß Dalville ihn zu hören glaubte; er kratzte sich hinter den Ohren. „Teufel, Teufel!" sagte er sich, „soll ich fortwährend hinübersehen? Warum nicht; man weiß dann wenigstens, woran man ist."

Das Nachtessen stand auf dem Tisch, allein der Cavalier mit der Luchsmütze hatte mehr Liebe als

Appetit: er fuhr fort, Küsse zu rauben und, mit dem jungen Mädchen schäkernd, führte er es nicht gerade zum Tische. „Teufel!“ dachte August, „ich sehe, man versteht unter den Mansarden eben so gut zu lieben wie im ersten Stocke. Der Schlingel da in seiner Jacke weiß nicht schlechter damit umzugehen als der feinste Verführer in einem Boudoir. Teufel, Teufel!“

Damit entfernte sich August etwas ärgerlich vom Fenster und brummte: „Es ist nicht nöthig, daß ich noch mehr sehe; diese Frauenzimmer, die ihre guten Freunde zum Nachtessen einladen, sollten sich wenigstens Vorhänge anschaffen, die bis oben an das Fenster hinaufreichen.“

August ging einige Zeit in seinem Zimmer hin und her, dessen Runde bald gemacht ist; Bertrand lag im Bette und schlief bereits. August betrachtete auf's Neue seine Wohnung und vermißte mehrere Möbeln, die ihm sonst in die Augen fielen, aber nicht in den fünften Stock heraufgebracht worden waren, wo nur das durchaus Nothwendige beibehalten wurde. Er fühlte wohl, daß diese Reform unumgänglich gewesen, dennoch umwölkte sich seine Stirne; er warf sich auf einen Stuhl und peinliche Gedanken stürmten auf ihn ein. Es war schon sehr spät, als er, um den düstern Gedanken zu entgehen, wieder zum Fenster trat. Bei der jungen Arbeiterin brannte kein Licht mehr; es war ihm nicht unlieb, er hatte hier genug gesehen. Seine Augen fielen auf das Fenster, wo er die hübsche Blondine bemerkt hatte; aber obgleich man dort einige Helle gewahrte, so hinderte

doch ein häßlicher und, wie es schien, an einigen Orten zerrissener Vorhang, in das Zimmer zu sehen.

Nachdem er noch, an den hinkenden Teufel sich erinnernd, auf einige Nachbarhäuser geblickt hatte, wollte August, der keinen Asmodi zu seinem Befehl hatte, das Fenster verlassen. Mitternacht war längst vorüber, tiefe Stille herrschte in der Straße, und was, um neun Uhr Abends gesehen, heiter erscheint, wird einige Stunden später zuweilen höchst traurig.

Doch noch einen Blick auf das gegenüberliegende Haus werfend, sah August das Fenster mit dem schlechten Vorhange sich öffnen; eine Bewegung ziemlich natürlicher Neugierde hielt den jungen Mann noch zurück, und obgleich eben sein Licht erloschen war, wollte er dennoch seinen Platz nicht verlassen.

Das Zimmer, das er jetzt ganz übersah, bot den traurigsten Anblick dar: nackte Wände, ein schlechter, in einen Winkel geworfener Strohsack, ein Tisch, ein Paar Stühle waren Alles, was man an diesem Orte fand, wo Jammer und Elend ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schienen und wo das glimmende Licht einer Lampe nur schwache Helle verbreitete.

Ein sehr bejahrter Mann war allein im Zimmer: seine Kleidung, obgleich armselig, war doch nicht die des gemeinen Arbeiters, seine Haare waren weiß, seine Züge schienen angegriffen und Alles an ihm, sein ganzes Wesen deutete auf Verzweiflung und eine düstere Gemüthsaufregung.

Beim Anblick dieses Greises fühlte August sein Herz beengt; schon war es nicht mehr bloße Neu-

gierde, die ihn leitete: Theilnahme, eine geheime Unruhe geboten ihm, jeder Bewegung des Alten zu folgen.

Nachdem der Greis das Fenster geöffnet, ging er vorsichtig in den Hintergrund des Zimmers; er schien zu lauschen. Sachte öffnete er die Thüre eines kleinen Cabinets, in dem August ein Bett erblickte. Ohne Zweifel lag hier Jemand und schlief; denn der Greis blieb einige Augenblicke unbeweglich in Betrachtung der schlafenden Person versunken, dann wischte er mit der Hand die Thränen ab, die ihm aus den Augen rannen. Nach einer Weile trat er, sorgfältig jedes Geräusch vermeidend, näher und drückte einen Kuß auf die Stirne der schlafenden Person; er schien sich nicht von ihr losreißen zu können und in ihrem Anschauen nicht müde zu werden. Jetzt fiel er auf die Kniee nieder, seine Hände erhoben sich gefaltet gen Himmel: er schien ihn für das Wesen anzuflehen, von dem sich zu trennen ihn so viele Ueberwindung kostete; endlich stand er auf, entfernte sich schnell aus dem Cabinet und sank wie vom Schmerze niedergedrückt auf einen Stuhl.

In diesem Augenblick vermochte August nicht mehr recht zu unterscheiden; seine Augen füllten sich mit Thränen und, ohne daß er es gewahrte, floßen ihm die Zähren über die Wangen herab.

Plötzlich aber stand der Greis, nur noch seiner Verzweiflung Raum gebend, auf, schritt dem Fenster zu, warf einen letzten Blick hinter sich und nahm einen Anlauf. Schon war sein Fuß auf dem Dache,

da ertönte ein Angstschrei: „Halt, halt!“ Dieß waren die einzigen Worte, die August aussprechen konnte; er selbst beugte den Körper halb zum Fenster hinaus und wagte nicht, vom Platze zu weichen, aus Furcht, während er hinabeile, möchte der Greis seinen unheilvollen Entschluß ausführen.

Augusts Schrei traf das Ohr des Unglücklichen; er hielt inne, wendete den Kopf nach dem Cabinet: er glaubte, von hier seien die Töne hervorgegangen, die bis zu seinem Herzen drangen. Seine Kraft verließ ihn, die düstere Wuth, die in ihm tobte, machte der Schwäche der Erschöpfung Platz, die stets auf nervöse Bewegungen folgt. Er sank auf einen Stuhl, der Name einer Frau entfuhr seinem Munde, seine Thränen flossen auf's Neue. „Ich kann hinabgehen,“ sagte sich August, „ich habe Zeit, mich zu ihm zu begeben.“ Dann eilte er zu seinem Sekretair, nahm seine Brieftasche heraus und eilte, immer mehrere Stufen überspringend, die Treppe hinab. Er weckte Strack, ließ sich öffnen und klopfte an der Hausthüre des Greisen. Bei seinen wiederholten Schlägen glaubte der Portier, es sei Feuer im Hause ausgebrochen und ein dienstfertiger Vorübergehender komme, ihn davon zu unterrichten; schnell stand er auf, öffnete im Hemd die Thüre und stotterte noch halb im Schlafe: „In welchem Kamin? ... wo ging es aus? ... ist es schon heftig? ... Frau! Frau! ... die Pompiers!“

„Beruhigen Sie sich, es ist nichts,“ sagte August, „allein ich muß durchaus den Greis im fünften Stock sprechen ... hier ...“

Damit drückte August dem Portier ein Fünffrankenstück in die Hand und flieg eilends die Treppen hinan, während er den Portier augenreibend und das erhaltene Geldstück betrachtend zurückließ, worauf dieser noch auf die Straße hinausging, um sich zu überzeugen, daß nirgends Rauch aufsteige.

Oben angekommen nahm August das durch eine schlechtschließende Thüre durchschimmernde Licht zum Führer. „Wer ist da?" fragte der Alte, verwundert, daß so spät noch Jemand komme.

„Oeffnen Sie, ich bitte Sie," entgegnete August; „es ist ein Freund, Jemand, der Ihre Thränen trocknen will."

Das Wort: ‚ein Freund' schien den Unglücklichen in Verwunderung zu setzen. Er entschloß sich indeß, zu öffnen, und blickte erstaunt den jungen Mann an, der ihm um ein Uhr nach Mitternacht seine Dienste anbot und dessen Züge ihm völlig unbekannt waren. Doch aus Augusts Gesicht leuchtete Sanftmuth, seine Züge drückten eine zarte Theilnahme für den Greisen aus, und dieser ließ ihn in seinen armseligen Aufenthalt dringen, während er stotterte: „Was wollen Sie, mein Herr?"

„Sie trösten, Sie von der Verzweiflung retten."

„Mein Herr, wer sagte es Ihnen?"

„Ich sah Sie so eben: Sie waren im Begriff, ein schreckliches Vorhaben auszuführen."

„Ach, mein Herr! Ihre Stimme also ... arme Anna! ich glaubte, es sei die Deinige ... doch sie schlief ... sie ruht noch. Ach, mein Herr, ich beschwöre

Sie ... nie möge sie erfahren ... und doch ... was soll ich noch auf der Welt thun, ohne Brod, ohne Hülfsquelle? Sie arbeitet sich zu Tode, um mich zu erhalten! Um meinetwillen legt sie sich jede Entbehrung auf!"

Hier überließ sich der Unglückliche auf's Neue seinem Schmerz; er gewahrte nicht, daß er dabei seine Stimme steigerte.

„Stille!" sagte August zu ihm, „Sie werden sie aufwecken. Sprechen wir leise ... erzählen Sie mir Ihren Kummer; ich wiederhole Ihnen, ich will demselben ein Ziel setzen."

Der Ton Augusts, die Rührung in seiner Stimme flößten dem unglücklichen Vater Vertrauen ein; er setzte sich zu dem jungen Mann, so entfernt als möglich von dem kleinen Cabinet, und begann mit halblauter Stimme seine Erzählung: „Ich bin nicht in Armuth geboren, mein Herr, und gerade das ist vielleicht mein Unglück! Meine Familie war angesehen und ihr Name ..."

„Den verlange ich nicht, Herr, ich brauche Ihren Namen nicht zu wissen, um Ihnen nützlich sein zu wollen; nur Ihr Unglück will ich erfahren."

Das Staunen des Alten ward hier größer und mit einem neuen Blick auf August fuhr er in seiner Erzählung fort: „Ich erhielt eine oberflächliche Erziehung, allein ich sollte eines Tags zwanzigtausend Franken Renten erben und man versicherte mich, dazu wisse ich immerhin genug. Schon frühe wurde ich mein eigener Herr; eifrig jagte ich den Vergnügungen

nach; besonders liebte ich das verführerische Geschlecht, von dem ich nichts Böses sagen darf, weil meine Anna ihm angehört. Doch blindlings überließ ich mich meinen Leidenschaften und verschwendete mein Vermögen mit Maitressen, die mich betrogen, und falschen Freunden, die mir zu meinem Ruine halfen."

Hier konnte sich August eines Seufzers nicht erwehren, doch gab er dem Greis ein Zeichen, fortzufahren.

„Zuweilen nahm ich mir vor, ordentlich zu werden; allein ich hatte nicht die Kraft, den Rathschlägen der Vernunft Gehör zu schenken. In meinem neununddreißigsten Jahr war mein ganzes Vermögen durchgebracht und ich jeder Arbeit völlig ungewohnt. Damals wollte ein liebenswürdiges Weib, das mich um meiner selbst willen liebte, ihr Schicksal an das meinige ketten: sie war etwas wohlhabend, nahm mich zum Gatten und schenkte mir meine Anna. Ich hätte glücklich sein können; allein die Gewohnheit, eitlen Vergnügungen nachzujagen, große Gesellschaften zu besuchen, hatte mir übertriebene Ausgaben zum Bedürfniß gemacht. Ich wollte meiner Gattin denselben glänzenden Putz verschaffen, den ich bei Andern gesehen hatte; es brachte mich auf, wenn ich Cashemirs an Frauen sah, die derselben nicht würdig waren. Umsonst sagte sie mir, daß ihr meine Liebe allein genüge: ich überredete mich, sie verberge mir ihre geheimen Wünsche und leide tausend Entbehrungen. In der Absicht, unser Vermögen zu vermehren, beging ich allerlei Thorheiten: ich spielte,

versetzte unser Gut und brachte die in's Elend, die ihr Geschick in meine Hände gelegt hatte. Jetzt meine Irrthümer erkennend, wollte ich eine Anstellung suchen, allein ich war nicht mehr jung und konnte nicht dazu gelangen. Gewissensbisse nagten an meinem Herzen, bleichten frühzeitig meine Haare: ich scheine Ihnen sehr alt und noch zähle ich nicht sechszig Jahre. Meine Gattin machte mir nie einen Vorwurf; sterbend empfahl sie mir unsere damals acht Jahre alte Tochter. Ich bemühte mich, aus einigen Talenten Nutzen zu ziehen; allein sie waren nur gering... ich wurde alt und fand nur selten Beschäftigung. Indeß wuchs meine Anna heran und schon arbeitete sie für den Unterhalt ihres unglücklichen Vaters. Wenn Sie wüßten, mein Herr, wie Vieles ich ihr schuldig bin ... wie manche Nacht sie gewacht hat, um ihren Erwerb zu vergrößern! Für sie gibt es keine Ruhe, kein Vergnügen! Und doch kommt nie eine Klage aus ihrem Mund: sie ist es, die mich tröstet, wenn sie mich niedergeschlagen sieht, wenn ich mir Vorwürfe mache über mein vergangenes, regelloses Leben. Ach, mein Herr, ich suche mein Unrecht nicht zu verbergen ... meine Thorheiten sind es, die mein und meiner Frau Vermögen ruinirten. Meine Tochter könnte glücklich sein und seit zehn Jahren sind Arbeit und Thränen ihr einziger Theil; ich allein bin Schuld daran. Denken Sie jetzt noch, daß ich Ihres Mitleids würdig sei?"

„Ja, mein Herr," sagte August und drückte dem Unbekannten die Hand. „Was trieb Sie aber diese Nacht zu einem so unseligen Entschlusse?"

„Meiner Fehler ungeachtet hielt ich stets auf Ehre; ich verschwendete mein Vermögen, aber ich habe mir wenigstens nicht vorzuwerfen, je meinen Verpflichtungen nicht nachgekommen zu sein. Vor zwei Jahren traf ich einen Mann, den ich zur Zeit meines Reichthums gekannt hatte; er kam mir entgegen und nannte mich noch seinen Freund. Ich erzählte ihm meine Noth; da bot er mir seine Börse an und lieh mir zwölfhundert Franken. ‚Sie können mich nach Ihrem Belieben wieder bezahlen,‘ sagte er zu mir. Ach! eine langwierige Krankheit verhinderte mich, Etwas zu erwerben; dennoch verlangte mein Gläubiger nichts von mir ... aber der brave Mann, der jetzt einen Handel betreibt, hat selbst schlechte Geschäfte gemacht und mehrfache Verluste durch Fallimente Anderer erlitten. Vor zwei Monaten fragte er bei mir an, ob ich ihn befriedigen könne; es war mir unmöglich. Er machte mir nicht den geringsten Vorwurf und kam nicht wieder; gestern aber erfuhr ich, daß ihn ein barbarischer Gläubiger wegen einer Summe von tausend Franken in's Gefängniß werfen ließ. Diese Nachricht brachte mich zur Verzweiflung! Hätte ich meine Schuld bezahlt, so würde der ehrenwerthe Mann sich seiner Freiheit noch freuen. Ach! ich zog alle Diejenigen mit in mein Unglück, die Theil an mir nahmen; meine Anna entbehrt Alles für ihren Vater. Ha, mein Herr, soll ich noch länger ein Leben erhalten, das eine Last für mich ist?“

August zog hier seine Brieftasche heraus, nahm drei Bankbillete von je tausend Franken aus dersel-

ben und schob sie dem Alten in die Hand mit den Worten: „Bezahlen Sie die zwölfhundert Franken, die Sie schuldig sind, und mit dem Uebrigen kaufen Sie Ihrer Tochter ein kleines Etablissement. Ich bin überzeugt, jetzt werden Ihnen glücklichere Tage aufgehen."

Der Greis wußte nicht, ob er das Spielzeug eines Traumes sei; diese Wirklichkeit schien ihm so außerordentlich, daß er noch nicht wagte, sich seiner Freude zu überlassen. Bald sah er Dalville, bald die Bankbillete in seiner Hand an. „Mein Gott!" stotterte er hervor, „ist's möglich? dieses unverhoffte Glück!... Guter junger Mann!... Verzeihung, mein Herr!... Doch Sie sind ein Engel, den der Himmel zu uns sendet."

„Nein, ich bin kein Engel," sagte August lächelnd, „ich habe im Gegentheil alle Schwachheiten der Sterblichen, fühle mich aber glücklich, zwei Unglücklichen mit so Wenigem nützlich sein zu können."

„Aber, mein Herr, diese Summe ist beträchtlich!"

„Doch viel zu gering für die Lehre, die Sie mir gegeben haben."

„Wie?"

„Adieu, mein Herr. Es ist sehr spät, überlassen Sie sich der Ruhe, Sie bedürfen ihrer und ich hoffe, Sie werden nun einer süßeren genießen."

„Wie, Sie wollen uns schon verlassen! Ach, lassen Sie mich meiner Tochter mittheilen, was ich Ihnen verdanke; erlauben Sie ihr, daß auch Sie unserm Wohlthäter ihren Dank darbringt. Ha, Sie kennen

meine Anna nicht! Sie ist eben so schön als gut! Ihr Anblick wird Ihnen erst die Größe dessen fühlbar machen, was Sie für mich gethan haben, indem Sie mir die Mittel geben, das theure Kind glücklich zu machen!"

Bei diesen Worten schritt der Alte dem Cabinete zu, doch August hielt ihn zurück und flüsterte ihm zu: „Ich bitte, wecken Sie sie nicht; ein ander Mal werde ich sie sehen; stören Sie ihren Schlaf nicht."

„Sie wollen es, mein Herr, ich gehorche Ihnen; doch bitte ich um Ihren Namen, damit ich weiß, wessen Schuldner ich bin."

„Morgen werde ich ihn Ihnen sagen."

„Der meinige, mein Herr, ist Dorfeuil; Sie sollen denjenigen kennen, den Sie dem Leben, der Ehre wieder geben."

August entzog sich den weiteren Dankesäußerungen des Greisen und verließ endlich die Stätte, in die er Freude und Ruhe gebracht hatte. Heiter eilte er die fünf Stockwerke hinab und zufriedener als je sagte er zu sich: „Diese zwei Personen habe ich vor der Verzweiflung gerettet, und dafür brauche ich mir nur vorzustellen, Destival habe mir tausend Thaler mehr gestohlen."

Als er in seine Wohnung zurückkam, legte er sich ebenfalls zu Bette und erwachte erst am hellen Morgen wieder.

„Es scheint mir, mein Lieutenant, Sie haben nicht übel in Ihrer neuen Wohnung geschlafen?" sagte Bertrand, in Augusts Zimmer tretend.

„In der That, ich glaube, ich habe nie so gut in meinem ersten Stock geruht."

Indeß sah der alte Corporal mit Erstaunen, daß sein Herr nicht ein einziges Mal an das Fenster trat. Gegen Ende des Tages drückte er ihm seine Verwunderung darüber aus: „Gefällt Ihnen unsere Aussicht nicht mehr, mein Lieutenant?"

„Nein, mein Freund, ich habe überlegt und dachte, es sei gefährlich, in Anderer Wohnungen zu sehen."

„Es scheint mir indeß, Sie hatten ganz hübsche Sachen erblickt, mein Lieutenant?"

„Aber auch sehr traurige; Alles wohl erwogen, halte ich es für besser, sich nicht um das zu kümmern, was bei den Nachbarn vorgeht."

August hatte einen andern Grund, daß er nicht mehr an das Fenster trat: er mochte von dem Greise, der ihn erkannt hätte und zu dem er nicht mehr zurückkehren wollte, nicht gesehen werden. August wußte, daß die Tochter des armen Dorfeuil reizend war; er fürchtete seine eigene Schwäche und wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, seine gute Handlung zu beflecken.

---

## Sechstes Kapitel.

Die Grisetten im Dorfe; die Abendgesellschaft und das Gespenst.

„Wir gehen nicht mehr zu Herrn August!" hatte Denise gesagt, als sie in ihr Dorf heimkehrte, und

als die Tante sie fragte, ob der vornehme Pariser Herr sie nicht gut empfangen habe, konnte die Kleine bloß weinen und murmelte: „Wir sind mehr als drei Stunden bei ihm geblieben und nur eine Minute hat er mit uns gesprochen!“

„Wie, meine liebe Freundin, er hat Dir nicht für Deine Hühner gedankt; er hat Dir kein Compliment für meinen Kuchen gemacht?“

„O doch, meine Tante.“

„Was wolltest Du denn weiter, mein Kind? In Paris, siehst Du, hat man immer so viel zu thun, daß Einem nicht viel Zeit zum Sprechen übrig bleibt; es ist nicht wie bei uns.“

Denise sagte ihrer Tante nicht, daß Dalville ihr nicht einmal für ihr Geschenk gedankt hat, denn das hätte Mutter Fourcy böse gemacht, und die Kleine hoffte immer noch, der junge Mann werde sie besuchen, und im Dorfe ist er ja so liebenswürdig, daß sie alsdann seine Kälte in der Stadt vergessen will.

„Und,“ fragte Mutter Fourcy, „was sagte er Dir über die Verwendung des Geldes, mein Kind?“

„Nichts, meine Tante... das heißt, wir sollen damit machen, was wir wollen.“

„Dann muß man das Häuschen bauen, den Garten anlegen... das ist dann Coco's Eigenthum.“

„Ja, meine Tante.“

Das junge Mädchen ließ ihre Tante in Allem gewähren; es lag ihr nichts mehr am Herzen. Ihre Traurigkeit schien mit jedem Tag zuzunehmen: selbst des Kindes Liebkosungen vermochten nicht, sie zu zer-

streuen. Sie suchte in der Arbeit Vergessenheit ihres Grams, aber mitten unter den ländlichen Beschäftigungen, die sonst ihr Glück ausmachten, hielt Denise häufig inne, seufzte und blieb öfters mehrere Minuten unbeweglich und nachdenkend.

Wenn sie Mutter Fourcy in solchen Anfällen von Traurigkeit überraschte, so eilte diese auf sie zu und rief aus: „Aber was hast Du denn, meine Kleine?"

„Nichts, meine Tante," antwortete alsdann Denise, indem sie sich zu einem Lächeln zwang.

„Aber Du standest da, ohne Dich zu rühren, und Du sprachst kein Wort!"

„Weil ich nachdachte, meine Tante."

„Ueber was denn, mein Kind?"

„Ich erinnere mich nicht mehr daran."

„Du bist krank."

„Ich weiß nicht."

„Wahrlich, ich sehe es wohl! Du magerst ab, Du wirst blaß, Du issest nicht mehr... man muß Dich verheirathen, mein Kind."

„O nein, meine Tante, ich will nicht..."

„Dann mußt Du Arznei nehmen, mein Kind, denn Etwas mußt Du doch wohl gebrauchen."

Mutter Fourcy war der Ansicht, daß nur ein Mann oder eine Arznei Denisen ihre Farbe wieder geben könne; allein die Kleine versicherte, daß diese mit der schönen Jahreszeit wiederkommen werde, weil sie hoffte, daß der Frühling August wieder in's Dorf führen würde.

Im Winter sind die Tage sehr lang, besonders

für ein junges Landmädchen, das kein Vergnügen an den Abendzusammenkünften findet, das nur mit Widerwillen die Reden der jungen Burschen anhört, und Niemand hat, für den es sich zu schmücken wünscht. Wenn man auch noch einigen Reiz darin findet, unter dem Schatten einer Eiche zu träumen, wenn auch der Anblick der grünen Triften und Gehölze die Qualen der Liebe etwas mildert, so muß das Innere eines Bauernhofs, das Geschnatter der Gänse und Enten für ein Herz, das Stille und Einsamkeit sucht, unerträglich sein.

Gezwungen, ihre Traurigkeit ihrer Tante zu verbergen, blieb Denise in ihrem Zimmer und blickte auf die Straße nach Paris hinaus.

Eines Tages, wo eine schöne Eisdecke den Boden gesäubert hatte und die Sonne den alten blätterlosen Bäumen noch einige Reize verlieh, hörte Denise vom Fenster ihres Zimmers aus auf dem zum Hause führenden Fußpfade sprechen und lachen. Diese Stimmen gehörten nicht dem Dorfe an; es waren in der That auch zwei städtisch gekleidete Damen, die den mit Weiden besetzten Weg herabkamen, mitunter um sich her blickten und nicht recht zu wissen schienen, wohin sie wollten, bei jedem Schritte stehen blieben, lachten, und sich, um auszuruhen, an die Hecke lehnten, die den Weg begrenzte.

Denise erkannte eine der Damen als diejenige, die sie in Paris bei August getroffen und die sie bis an den Wagen begleitet hatte, indem sie ihr die lebhafteste Theilnahme bezeugte. Der Anblick einer Per-

son, die Dalville kannte, die ihr vielleicht Mittheilungen über ihn machen konnte, verursachte dem jungen Mädchen großes Vergnügen; sie sprang daher aus ihrem Zimmer und lief den beiden weiblichen Reisenden entgegen.

Denise hatte sich nicht geirrt. Virginie, die zuweilen an das schöne Landmädchen dachte, das sie bei August getroffen, hatte mit einer ihrer Freundinnen von ihr gesprochen; diese Freundin war eine große, hübsch gewachsene Brünette von dreißig Jahren, deren Blick aber einen Sapeur eingeschüchtert hätte, eine Nätherin ihres Handwerks, die jedoch das Theater leidenschaftlich liebte und Zwirn und Nadel vernachläßigte, um auf Gesellschaftstheatern tragische Prinzessinnen und Heldinnen von Melodramen zu spielen. Ungeachtet ihrer entschlossenen Miene war die Liebe Cäsarinens schwache Seite, welche immer ein Liebesverhältniß im Flor hatte, und sie wäre gewiß ganz auf die Bühne gegangen, wenn sie ein Anstoßen mit der Zunge hätte überwinden können, wornach sie zu ihrem Geliebten sagte: „Ich liebe Sie innig und ich säze Sie.“

Uebrigens war Mamsell Cäsarine sehr gutmüthig und unfähig, den Geliebten einer Freundin verführen zu wollen. Ein schöner Wintertag brachte Virginie auf den Gedanken, nach Montfermeil zu gehen. Beim ersten Wort ‚auf's Land‘ rief Cäsarine aus: „Ich gehe mit Dir, meine Sätzbare, ich bedarf gerade heute der Zerstreuung ... Theodor hat mir Streiche gespielt... ach, wir wollen Dein kleines Bauernmäd-

chen besuchen, wir wollen Milch trinken und das wird meine trüben Ideen ein wenig beschwichtigen."

„Gehen wir dahin," antwortete Virginie, „ich kenne zwar die Adresse nicht zum Besten, allein ich weiß, daß es in Montfermeil ist... und habe meine Zunge eben nicht in der Tasche."

„Ach, wir werden es bald gefunden haben!... Ich würde Theodor entdecken und wenn er am andern Ende von Paris wäre... glaubst Du, ich werde das Dorf nicht bald durchmustert haben?"

„Ich stelle Dich als meine Verwandte vor, weil man doch für Jemand gelten muß."

„Sei ruhig!... Habe ich nicht Semiramis gespielt?... trete ich nicht wie eine Königin auf?"

„Ich weiß wohl, daß Du Semiramis gespielt hast, aber manchmal würde man doch daran zweifeln."

„Nun, nehmen wir Fiaker und reisen wir ab."

„Ja... o, ich weiß gewiß, daß die Kleine mich gut aufnehmen wird. Meine Liebe, es ist eine wahrhafte Tugend, die wir da sehen werden."

„Desto besser; ich liebe nur noch die Unfuld, seit der Surke von Theodor mir untreu geworden ist."

„Ach Gott! wirst Du mir auf dem ganzen Weg von Deinem Theodor vorschwatzen? das wäre unterhaltend!... Halt, es hat noch eine Schwierigkeit... ich habe keinen Sou."

„O, ich habe Geld für uns Beide... warte, bis ich zähle... ich habe noch hundert und fünfzehn Sous."

„Damit könnten wir bis an den Missisipi reisen;

ziehe das Sonntagskleid an und lege den inländischen Cashemir um und jetzt auf den Weg."

Fräulein Cäsarine hatte das paradiesvogelfarbige Kleid angezogen, das die Sonne in gelbe Farbe verwandelt hatte, und den ehemals scharlachrothen Shawl umgelegt, dessen Palmen sich so sehr mit dem Grund verschmolzen hatten, daß man sie kaum unterscheiden konnte. Wenn man jedoch große Leidenschaften hat, bringt man zuweilen Opfer, und Mamsell Cäsarine zog einen Blick von dem Manne ihrer Wahl den Diamanten eines russischen Fürsten vor; in diesem Punkte war sie von Virginien völlig verschieden.

Diese Frauenzimmer hatten in dem Wagen Plätze erhalten; es waren nur zwei alte Bauern darin, vor welchen sie auf dem ganzen Weg die Zunge herausstreckten, weil sie gefunden hatten, daß sie übel rochen. Endlich langten sie in Montfermeil an und nachdem Virginie sich nach der Wohnung Denisens befragt, hatte man sie auf den Fußsteig gewiesen, wo das junge Mädchen sie eben gewahrt hatte.

„Meine liebe Freundin," sagte Cäsarine, „ich sehe das ländliche Dach Deiner kleinen Bekanntsaft nicht, fange aber an, einen ganz soliden Hunger zu bekommen."

„Warte, es muß hier in der Nähe sein."

„Wie schön der Morgen ist... wenn der undankbare Theodor bei uns wäre..."

„Ja, um Dir Deine hundert und zwanzig Sous in einer Mahlzeit durchzubringen! Gott, wie dumm

bist Du doch, so in einen Menschen vernarrt zu sein, der Dich zu Grunde richtet... immer vorwärts!"

„Meine Theure, stärker als ich ist meine Liebe; vergebens sage ich mir: ‚Du mußt ihn vergessen!'"

„Wenn Du willst, so werde ich es Dir singen, das wird vielleicht wirksamer sein."

„Ach, er hat einen so schönen Backenbart ... dieser hat mich zuerst verführt!"

„Du hättest ihn nöthigen sollen, ihn wegzurasiren."

„Du scherzest immer... wie glücklich Du bist, Virginie! Du weißt nicht, was eine heftige Leidenschaft ist!"

„Bah! ich habe schon mehr gehabt als Du!... Ah! siehst Du dieses hübsche Haus... diesen Meierhof... da ist es ohne Zweifel."

„Ich glaube nicht, daß Dein Landmädchen eine so schöne Wohnung hat."

„Warum denn nicht? Hättest Du die schönen Hühner gesehen, die sie August brachte, so würdest Du Dich nicht mehr wundern."

Denisens Ankunft macht der Ungewißheit der beiden Damen ein Ende. Die Kleine kam Virginien entgegen, küßte sie und verbeugte sich achtungsvoll vor Cäsarinen, welche verwundert ausrief: „Wie? das ist das junge Landmädchen?... Ach! wie hübsch sie ist! Gott, welches schöne Gesicht! Ach, wie bin ich froh, daß Theodor nicht gekommen ist!"

Virginie gab Cäsarinen einen Stoß mit dem Fuße, um sie zum Schweigen zu bringen und sagte zu De-

nise: „Sie sehen, meine liebe Freundin, ich habe Sie nicht vergessen und bin ohne Umstände gekommen, Sie zu besuchen... ich brachte eine Verwandte mit... es wird Sie nicht belästigen."

„O nein, Madame, im Gegentheil, es freut mich sehr... es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie kommen... meine Tante wird erfreut sein, Sie und Madame zu sehen."

„Wollen Sie mir erlauben, daß ich Sie ebenfalls küsse, mein Kind?" fragte Cäsarine.

„Ja, Madame, mit Vergnügen... doch kommen Sie... treten Sie bei uns ein... Sie haben vielleicht noch nicht zu Mittag gespeist?"

„So ist es, meine Liebe... ich aß nur ein Stück Wurst beim Aufstehen."

„Ja," sagte Virginie, Cäsarine abermals auf den Fuß tretend, „meine Verwandte und ich... wir fühlen, daß die frische Luft Appetit macht... doch wir waren eben im Begriff, nach dem Gasthaus zu gehen."

„Ach, Madame, ich hoffe, Sie werden bei uns bleiben; es wäre gar nicht schön, uns zu verschmähen."

„Gott! wie hübsch sie ist... sie hat Theodors Nase!"

„Wir nehmen es an, meine liebe Denise, weil es Sie nicht belästigt. Zudem macht das Unbedeutendste... bei Personen, die man gerne hat... mehr Vergnügen als die ausgesuchtesten Gerichte, die man anderswo finden würde."

Statt aller Antwort eilte Denise voraus, um ihre Tante zu benachrichtigen, und Virginie sagte zu ihrer

Freundin: „Gib doch Acht auf Deine Reden und nimm eine gebildetere Haltung an ... mit Deinem Theodor, den Du überall anbringst!“

„Und Du, Du verwickelst Dich immer in Phrasen, aus denen Du nicht mehr herauskommst!“

„Einerlei... das gefällt den Bauern; sie verstehen es nicht, finden es aber prächtig.“

„Gut, ich werde sagen, Theodor sei mein Mann, der sich bei der Armee befindet.“

Unter diesem Gespräch gelangten die Damen in den Hof des Hauses, und die Gänse, die Enten, der Hund und die Ziege überraschten sie durch ein unerwartetes Concert.

„Ach, wie sehr liebe ich das Land!“ rief Virginie aus und eilte auf Coco zu, um ihn zu küssen, während Cäsarine ihr Möglichstes that, um ihren Shawl aus den Zähnen des Hundes loszumachen. Inzwischen kam Mutter Fourcy, die Reisenden zu empfangen, welche ihre Nichte ihr als vornehme Damen aus Paris von der Bekanntschaft des Herrn August, denen die gute Frau viele Achtung schuldig zu sein glaubt, angemeldet hatte.

„Meine Tante, Madame,“ sagte Denise zu Virginie. Diese verbeugte sich vor der Bäuerin wie vor einer Frau von der besten Gesellschaft und sagte: „Es freut mich sehr, die Bekanntschaft der achtungswerthen Tante zu machen... Gott! welches herrliche Gesicht... ich liebe bejahrte Personen sehr... mit welcher Freude ich Sie küsse, Madame!“

Nachdem Virginie die Mutter Fourcy geküßt hatte,

ruft sie Cäsarinen: „Meine Verwandte, wollen Sie kommen, damit ich Sie unserer guten Tante vorstelle."

„Einen Augenblick noch," sagte Cäsarine, bis ich mich von diesem verwünsten Hunde losgemacht habe, der meinen Shawl im Rachen hat... ah! ich weiß wohl warum: ich hatte nämlich vorgestern ein Stück Hammelfleis' darein eingewickelt."

Virginie hustete, um Cäsarinens Worte zu übertönen, welche sich endlich von dem Hunde losmacht und vor der Mutter Fourcy eine Verbeugung wie vor einer Königin machte.

„Es ist meine Verwandte," sagte Virginie, als sie ihre Freundin Denisens Tante vorstellte; „ich habe mit ihr von Ihrer liebenswürdigen Nichte gesprochen und sie hat dem Verlangen nicht widerstehen können, ihre Bekanntschaft zu machen, wie auch die Ihrige, ehrenwerthe Tante. Wir haben unsere Hotels verlassen und sind in den Karren gestiegen, wo wir zu aller Gesellschaft nur zwei alte ungestalte Personen hatten, welche ranzig rochen; wenn man aber Leute besuchen will, die man achtet und liebt, so hüpft man leicht über solche kleine Widerwärtigkeiten hinweg... nicht wahr, meine Verwandte?"

„Ja, meine Freundin," antwortete Cäsarine, indem sie stolz umherging wie Semiramis.

„Dieß ist sehr freundlich von Ihnen, Madame," sagte Mutter Fourcy, „und wir sind sehr erfreut über Ihre Artigkeit... aber Sie müssen Etwas zu sich nehmen."

„Wir haben schon ein Gabelfrühstück eingenommen... wollen es aber nicht abschlagen."

„Wenn ich auf dem Lande bin, könnte ich den ganzen Tag fort essen," sagte Cäsarine.

Die Damen traten in das Haus, und während man den Tisch deckt, liebkoste Cäsarine Coco, indem sie ausruft: „Das söne Kind... welches hübse Gesicht ... er wird einmal Theodor ähnlich sehen... gehört er Ihnen, meine Söne?"

Diese Frage richtete Cäsarine an Denise; die Kleine erröthete und sagte: „Wie, Madame?"

„Meine Verwandte, Sie sind rasend dumm," rief Virginie aus, „dieses Kind so Etwas zu fragen; als ob sie schon das Alter hätte, um... überdieß denkt sie an die Kleinigkeit!"

„Höre doch, meine Liebe, ich weiß ihr Alter nicht genau... übrigens habe ich eine Swester gehabt, welche im dreizehnten Jahre son Mutter war."

„Das war also eine Creolin?"

„Ja, eine Creolin vom Pont-aux-Zoux."

Glücklicher Weise war Mutter Fourcy gerade im Keller, wo sie also das Gespräch dieser Damen nicht hörte. Denise möchte gerne Nachrichten von August erfahren, aber sie wagt nicht, Virginien darum zu fragen: sie fürchtete, den Antheil, den sie an ihm nimmt, errathen zu lassen, und die arme Kleine würde sich sehr schämen, wenn die Damen von Paris, welche sie Beide von Dalville's Bekanntschaft glaubt, das Geheimniß ihres Herzens wüßten. Für das liebenswürdige Kind ist die Liebe Alles; sie ist weit ent-

fernt, zu vermuthen, daß sie für diese Damen nur wenig ist.

Indeß Denise die Zurüstungen zur Mahlzeit machte, wollte Virginie durchaus der Mutter Fourcy helfen, die Teller herumzustellen, was diese nicht leiden wollte, und während dieses Streites mit der Bäuerin und dem Fräulein von Paris entglischte eine volle Flasche unter dem Arm der Tante und zerbrach zu den Füßen Cäsarinens, deren Kleid mehrere Kothspritzer erhielt.

„Ach Gott! mein Merinoskleid ist ganz besmutzt!" rief Cäsarine aus, „was soll ich nun thun? ich habe kein anderes..."

„Dann ziehst Du ein Sammtkleid an," sagte Virginie, indem sie ihrer Freundin ein Zeichen machte, besser auf ihre Reden Acht zu geben, aber Cäsarine hörte sie nicht, da sie ganz mit ihrem Kleid beschäftigt war, und fuhr fort zu klagen: „Dieses stand mir jedenfalls am besten und ich habe Theodors Eroberung darin gemacht."

„Es ist dieß ihr Mann, der gegenwärtig bei der Armee ist... er ist General. Komm', meine Verwandte, wir haben uns jetzt genug mit Deinem Kleide beschäftigt... es fehlt Dir nicht daran, so viel mir scheint."

„Es ist gewiß, daß, wenn ich alle diejenigen hätte, die ich im Plan gehabt habe..."

„Im Plan, Madame Fourcy, das heißt, man zerschneidet sie, um Handtücher daraus zu machen. Ach, in Paris sind wir so veränderlich: jede Woche brauchen wir ein neues Kleid!... Wir werfen unser

Geld zum Fenster hinaus!... Es ist ein häßlicher Aufenthalt, dieses Paris!... Glücklich sind die Bewohner der Dörfer!... Ach, das Land, Bäume, Vieh, schwarzes Brod, das ist das Glück. Ich hoffe, daß ich mir noch ein kleines Schloß oder eine Hütte kaufe, es ist mir einerlei, wenn es nur auf dem Lande ist. Was Denise betrifft, die ich liebe, wie wenn ich ihre Mutter wäre, so möchte ich ihr einen Rath geben: nämlich hier zu bleiben und nicht mehr nach Paris zu gehen. Uebrigens glaube ich, daß sie keine große Lust dazu hat, und die Art, wie Herr Dalville sie das letzte Mal empfangen hat, ah! es hatte mich empört!... Die arme Kleine, die ihm Eier und einen so guten Kuchen gebracht hatte!"

Denise, welche eben mit einer vollen Suppenschüssel zurückgekommen war, hörte die letzten Worte Virginiens und blieb hinter Cäsarinen stehen, indem sie ersterer ein Zeichen machte, ihrer Tante nichts zu sagen. Gewohnt, sich zu verstellen, verstand Virginie die Zeichen der Kleinen, und da sie das Gesagte verbessern wollte, fuhr sie fort: „Uebrigens ist der junge Mann zu entschuldigen, weil, sehen Sie, Madame Fourcy, es in Paris Leute gibt, welche den Kuchen nicht lieben; es ist nicht wie auf dem Dorfe, wo er für den Salat gilt. August ist zwar ein wenig leichtsinnig, aber das Herz ist gut; ich kenne ihn besser als irgend Jemand!... Ich will jedoch in diesem Augenblck nicht übel von ihm reden, obgleich er zu Grunde gerichtet ist."

„Zu Grunde gerichtet?" rief Denise aus und ließ

in ihrem Schrecken die Suppenschüssel fallen, deren Inhalt Cäsarinens Kleid vollends ganz beschmutzte.

„Gott, wie unglücklich bin ich heute!“ ruft Cäsarine aus, als sie ihr Merinoskleid betrachtete; „wie soll ich mit diesem Kleid nach Paris zurückkommen und nächsten Montag Andromache spielen?“

Mutter Fourcy erschöpfte sich in Entschuldigungen, aber Denise kümmerte sich nicht um den Unfall, der ihr begegnet war; sie eilte auf Virginie zu und wiederholte: „Zu Grunde gerichtet!... Herr August zu Grunde gerichtet!... Ach, mein Gott, Madame, wie ist denn das geschehen?“

„Ich werde es Ihnen sogleich erzählen, meine liebe Freundin.“